
A
000 092 047 0
UC SOUTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY
fornia
nal
y











Der Pico-See im Kordillerental Friedland (Chubut).

CHUBUT

Im Sattel durch Kordillere und Pampa Mittel-Patagoniens (Argentinien)

von

Dr. W. Vallentin

Mit 47 Illustrationen
nach photographischen Original-Aufnahmen



BERLIN
Verlag von Hermann Paetel
1906

Inhaltsverzeichnis.



Vorwort.

Von der großen Menge des deutschen Volkes wird Argentinien leider immer noch summarisch betrachtet und behandelt, trotz der gewaltigen Ausdehnung des Landes, trotz der dadurch bedingten Verschiedenartigkeit des Klimas, der Bodenverhältnisse, der Vegetation, nach denen sich Lebensverhältnisse und Wirtschaftsbetriebe doch in erster Linie gestalten. Im allgemeinen entspringt das der Unkenntnis der dortigen Verhältnisse, und diese Unkenntnis hat es zuwege gebracht, daß unter anderem der ganze Süden Argentiniens, also Patagonien, stets kurzerhand als wertlos und unwichtig abgetan worden ist und als ein Schreckbild der Unwirtlichkeit beurteilt wird. Es ist noch gar nicht so lange her, daß man bei einer Gelegenheit das Territorium Chubut, also nur einen kleinen Teil Patagoniens, der aber in seiner Ausdehnung etwa der Hälfte des Deutschen Reiches gleichkommt, halb spöttisch, halb verächtlich, einer sachlichen Besprechung durchaus für unwert befunden hat.

Und warum?

Weil die wenigsten wußten, was Chubut ist, was es in wirtschaftspolitischer Hinsicht bedeutet; weil es allgemein für die meisten noch eine terra incognita ist.

Das alles bewog mich, auf meiner 2½jährigen Forschungs-

reise im Innern Südamerikas gerade dem Süden Argentiniens mehr Beachtung zu schenken, als es bisher geschehen ist; nicht nur die äußerst fruchtbaren Kordillerentäler Chubuts zu besuchen, sondern auch durch eine Durchquerung des Landes von einem Ozean bis zum anderen die Steppen- und Pamparegion kennen zu lernen. Ich wollte selbst sehen und dann selbst urteilen!

Die Ergebnisse dieser Expedition habe ich im vorliegenden Buche zusammengestellt, das natürlich etwas Vollkommenes noch nicht bieten kann. Es soll auch nur in großen Zügen einen Überblick über die dortigen Verhältnisse geben und zunächst dazu beitragen, die herrschenden Vorurteile und verkehrten Meinungen zu beseitigen. Vielleicht gelingt es mir dann, durch diese meine Anregung zur weiteren Erschließung Chubuts beizutragen, eines Landes, das in wirtschaftspolitischer Beziehung gerade für das deutsche Volk von großer Bedeutung ist. Angehörige anderer Nationen haben diesen Wert schon längst erkannt und sind eifrig an der Arbeit, durch Anlage von Kapitalien, durch Handel, Verkehr, Industrie, durch Bahnbau und Besiedelung, Viehzucht, Ackerbau usw. dort in allen Zweigen des Erwerbslebens festen Fuß zu fassen. Wenn ich daher das deutsche Volk auf die Wichtigkeit Chubuts hinweise, genüge ich nur einer Pflicht gegen mein deutsches Vaterland.

Pr. Friedland, W.-Pr., November 1905.

Dr. W. Vallentin,
Kapitän.

I.

Auf dem Wege nach Norquinco.

Eine felsige, öde Gegend auf beiden Ufern des Fetatomén! Kahl, kein Baum, kein Strauch; dafür aber desto mehr Sand und scharfkantiges Geröll auf dem Wege, der im Tal des Flusses mit oft wunderlichen Krümmungen nach Süden führt. Steinbedeckte Hügel verlaufen in tiefe Schluchten, in denen herabgeschleuderte Felsentrümmer inmitten spärlichen Büschelgrases ihre Ruhestätte gefunden haben. Ein kalter Wind bläst über die gelbbraune Landschaft, über die dürre, trockene Vegetation. Staubwolken wirbeln zum Himmel auf und lassen das Tagesgestirn in bleichem Lichte erstrahlen. Mühsam reiten wir weiter in den heulenden Sturm hinein, der uns Sandmassen und feine, scharfe Steinchen ins Gesicht schleudert, als ob er uns am Vorwärtskommen hindern wolle. Bergauf und bergab geht es. Die Pferde atmen schwer, die Lasttiere keuchen.

„Hier sind wir im Territorium Chubut", ruft mir mein Führer zu, ein Chilene, namens Arregada. Dann drückt er seinen alten Filzhut mit kräftigem Ruck fester in die Stirn, versteckt Mund und Nase wieder in das um die Schulter geworfene Ende seines Ponchos und knallt mit der Peitsche. Wir klettern einen Hang hinauf; loses Geröll stürzt unter den Hufen der Pferde in die Tiefe; dann geht's im Trabe über eine steinige Hochfläche, die etwa 950 m über dem Meeresspiegel

liegt, und bald darauf senkt sich der Pfad langsam einer breiten Talebene zu, in der weidende Viehherden sichtbar werden.

Auch hier unten ist der Boden nicht besonders. Sand und wieder Sand, Steinmassen, Kies und Schutt. Grobes Gras wechselt ab mit niedrigen, verkrüppelten Dornbüschen, und aus dem eintönigen, gelb-grau gefärbten Gelände heben sich nur



Auf dem Wege nach Norquinco.

die leuchtenden hellgrünen Flecke der „Leña de Piedra" ab, einer Moosart, deren Wurzel ähnlich wie die der Mandjoka eßbar ist. Eine mächtige Biegung nach Osten um den Fuß eines weit vorgeschobenen Bergrückens herum bringt uns in die Nähe einer menschlichen Behausung.

„Norquinco!" brüllt mein Führer mit Aufbietung aller seiner Lungenkräfte durch den brausenden Sturmwind hindurch. Schneller traben die Maultiere im gleichmäßigen Tempo weiter;

die Pferde spitzen die Ohren; sie wittern Ruhe und Futter. In einer halben Stunde, etwa gegen 3 Uhr nachmittags, halten wir vor einem kleinen Häuschen; es ist das Kommissariat von Norquinco und gleichzeitig das Bureau des Friedensrichters. Nicht weit davon befindet sich ein Geschäftshaus, ein Kaufladen verbunden mit einer Boliche, die hier den Namen einer Heideschenke nicht mit Unrecht verdienen würde. Denn rings herum im weiten Umkreis erstreckt sich kahles, gelblich-braun gefärbtes Heideland, das im Osten von blauschimmernden Bergketten umschlossen ist und nach Westen zu in einzelne Höhenzüge mit tief eingeschnittenen Tälern übergeht. Aufgesetzte Kuppen aus vulkanischem Gestein bilden die Abgrenzung gegen den Horizont.

Das ist Norquinco am gleichnamigen Flusse. Der Name ist indianischen Ursprungs und bedeutet: „Wasser, das geradeaus fließt.“

Vor der Tür der Schenke stehen drei braunhäutige Indianer und beäugen mich, während ich absteige, mit neugierigen Blicken. Vertrauenerweckende Gestalten sind es gerade nicht.

„Wo ist der Polizeikommissar?“

Verständnislos glotzen mich die drei Menschen aus ihren schwarzen Augen an, murmeln etwas, das ich nicht verstehe, und drücken sich scheu und langsam um die Hausecke herum.

Von einem Gaucho, der eben schwerfällig, sporenklirrend aus der Tür tritt, erhalte ich nähere Auskunft und bald bin ich mit den beiden Vertretern der Regierung in diesem Departement bekannt: Don Elias Libelli, Polizeikommissar, und Don Severiano Britto, Friedensrichter. Der liebenswürdigen Einladung dieser Herren zu einem stärkenden Imbiß folgend, erteilte ich nur zu gern den Auftrag zum Absatteln. Denn auch meine Pferde waren durch den langen, anstrengenden Ritt, bei dem sie stets gegen den heftigen Wind anzukämpfen hatten, ermüdet und bedurften dringend der Ruhe.

Ich wurde zu einem niedrigen, langgestreckten Seitengebäude geführt, das, aus Erdziegeln, Adobe, errichtet, nur mit einer Tür versehen ist. Fenster fehlen. Über eine hohe Bordschwelle gelange ich in den einzigen halbdunklen Raum. Der Fußboden besteht aus der festgestampften gewachsenen Erde; auf schwarzgeräuchertem Gebälk ruht die dunkelbraune Dacheindeckung aus Schilf und Zinkblech. Die rauhen, krummen, teilweis abgebröckelten Wände tragen die Einwirkung von Rauch und Staub in hohem Grade an sich. In einer dunkel gähnenden Ecke befindet sich die Feuerstelle mit der dem Dach zustrebenden Auslaßöffnung für den Rauch. In den Winkeln liegen Sättel, Zaumzeug, Decken und Ponchos, während an den Wänden Lassos, Riemen und Peitschen hängen. Ein langer, grob zusammengefügter Holztisch und zwei ebenso lange, roh gezimmerte Bänke bilden das Mobiliar dieses Raumes.

Nach einigen Minuten erscheint eine schwarzhaarige Indianerin und bringt den Begrüßungstrunk, den „Maté amargo“, den Tee aus Paraguay, ohne den die Leute unglücklich wären. Er ist das Volksgetränk hierzulande.

Zur Erläuterung will ich hinzufügen, daß Maté oder Yerbamaté ein Getränk ist, das aus den Blättern und feineren Zweigen des Teebaumes (Ilex paraguensis) gewonnen wird. Die getrockneten Blätter werden, ähnlich wie die Teeblätter, in eine kleine Kürbisschale getan; dann wird heißes Wasser aufgegossen und dieses mittels einer Silberröhre, Bombilla, durch die Matéfüllung hindurchgesogen. Der Geschmack ist etwas herb, rauchig, aber angenehm und vor allen Dingen erfrischend, namentlich auf Märschen, Ritten und bei sonstigen körperlichen Anstrengungen. Weniger angenehm finde ich die Landessitte, die da erheischt, bei Besuchen, Einladungen und dergleichen aus ein und derselben Bombilla den Maté zu trinken oder vielmehr zu saugen. Ein dankendes Ablehnen würde einer Beleidigung gleichkommen, und doch ist mir oft eine Gänsehaut über den Rücken gelaufen, wenn ich die Bombilla anstatt aus

frischroten, schwellenden Mädchenlippen aus dem zahnlosen, tabaktriefenden Munde eines bärtigen Mannes empfing.

Der erste Austausch von Fragen und Antworten über das Woher und Wohin, verbunden mit den üblichen Höflichkeitsphrasen nach spanischer Manier, war vorüber.

„Wir sind von Ihrer Ankunft bereits seit Wochen unterrichtet“, meinte der Friedensrichter. „Die Gouverneure der benachbarten Territorien Neuquén und Rio Negro haben telegraphiert, daß Sie unterwegs sind, und dann hat auch der Herr Minister des Innern . . .“

„Caramba!“ — — Ich tastete nach meiner Brusttasche. „Da hätte ich ja beinahe vergessen! Ich habe ja selbst ein Empfehlungsschreiben vom Minister bei mir.“ Schleunigst holte ich den Brief hervor und übergab ihn den beiden Herren zum Lesen. Andächtig wurde er durchstudiert; die strengen Mienen nahmen einen feierlichen stolzen Ausdruck an; dann folgte „allgemeines Nicken des Kopfes“, und mit Verbeugungen und unter einem Schwall von Worten und Beteuerungen, daß „man“ zu meiner Verfügung stände, händigte man mir das Schriftstück wieder aus. Der Bann war gebrochen.

Allgemeines über das Territorium Chubut.

Das Territorium Chubut ist ein Teil von Patagonien. In der Indianersprache bedeutet Patagonien ungefähr so viel wie „Hügel“ oder „Hügelland“, im Gegensatze zur „Pampa“, der „ebenen Fläche“. Dieses Hügelland beginnt auf dem rechten, also südlichen Ufer des Rio Negro und erstreckt sich nach Süden bis zur Magelhaensstraße. In neuerer Zeit erst wurde der gewaltige patagonische Landkomplex des argentinischen Festlandes aus administrativen Gründen in drei Nationalterritorien geteilt, und zwar Rio Negro, Chubut und Santa Cruz.

Chubut, früher auch Chupat genannt nach dem gleich-

namigen Fluß — Chubut bedeutet in der Eingeborenensprache: „Strom mit vielen Krümmungen“ oder „gewundener Strom“ — bildet den mittleren Teil und liegt zwischen dem 42° und 46° südlicher Breite. Im Osten reicht es bis zum Atlantischen Ozean, im Westen bis zur chilenischen Grenze (Gesetz vom 16. Oktober 1884). Es besitzt eine Flächenausdehnung von 242 039 Quadratkilometer, ist also fast so groß wie die Hälfte des Deutschen Reiches. Dagegen ist die Einwohnerzahl noch sehr gering. Sie beziffert sich schätzungsweise auf 11 bis 12 000 Köpfe. Im Jahre 1903 waren es nur 8755; nach der Zählung von 1901 nur 4536 und von 1895 sogar nur 3748. Indessen sind diese Angaben unsicher. Eine genaue Zählung ist zurzeit ausgeschlossen, da ungefähr 40 bis 50 Prozent der Bevölkerung noch Nomaden sind, d. h. keine festen Wohnsitze haben, sondern mit ihren Viehherden, namentlich Schafen, herumziehen, um neue Weideplätze zu suchen. Fest angesiedelt sind in der Hauptsache nur die Bewohner der Küstenzone und der einzelnen Kolonien im Innern bzw. am Fuß der Kordilleren.

Der äußeren Gestaltung der Oberfläche nach wird der größte Teil des Chubutterritoriums von ausgedehnten vegetationsarmen Ebenen, Pampas, und Hochplateaus eingenommen, die von einigen kleinen 5—600 m hohen Berg- und Hügelreihen umklammert und hier und da von einzelnen, aufgesetzten Kuppen gekrönt sind.

Diese sogenannte Pamparegion, die, terrassenförmig ansteigend, von verschiedenen Flüssen mit tief eingenagtem Bett durchschnitten wird, reicht vom Atlantischen Ozean bis zum Fuß der Vorkordilleren. Hier reckt sich das stark hügelige Gelände schon bis zur mittleren Höhe von mehr als 1200 m empor und bildet mit seinem Wasserreichtum, den eingeschlossenen breiten Talebenen, den meist unbewaldeten tischartigen Hochflächen, denen ein kräftiger Pflanzenwuchs im allgemeinen fehlt, den Übergang zu der eigentlichen, die Höhe von 2000 m überschreitenden Gebirgsregion der Kordillerenkette. Geradezu

verschwenderisch hat die Natur über diese letztere ihre Gaben ausgestreut, während sie das ganze übrige Gebiet bis zur Ostküste hin eigentlich recht kärglich damit bedacht zu haben scheint.

Aus diesem Umstande ist es herzuleiten, daß Chubut so lange zu den am wenigsten bekannten Landesteilen Argentiniens gehört hat. Die ganze Küstenzone in ihrer eintönigen Öde



Kordilleren im nordwestlichen Chubut.

und Dürre sowie die Bodenbeschaffenheit und die klimatischen Verhältnisse des Landes weiter westwärts hatten etwas Abschreckendes an sich, so daß ein günstiges Urteil ausgeschlossen war. Leider aber wurde solch absprechendes Urteil auf das ganze Territorium übertragen, auch auf den westlichen Teil, ohne ihn je gesehen zu haben. Selbst der große Darwin hat hierin gefehlt. Er hat seinerzeit nur den östlichen Küstensaum durchforscht und spricht ein Verdammungsurteil über ganz Chu-

but aus, dessen natürliche Fruchtbarkeit und schlummernden Reichtum im Kordillerengebiet er weder gesehen noch geahnt hat.

So ist es denn gekommen, daß Chubut bis heute noch zum allergrößten Teil Wildnis, eine terra incognita geblieben ist und seine Besiedelung so langsam vor sich gehen konnte.

In den herrlichen, tief eingeschnittenen Tälern der Kordilleren findet sich eine natürliche Fruchtbarkeit des Bodens vor, die ihresgleichen sucht. Durch viele Bergseen, durch Quellen von Gebirgsbächen und Flüssen ist ein Wasserreichtum geschaffen, der sonst auf den Pampas und Mesetas gänzlich fehlt. Ein wunderbarer Hochwald liefert Nutz- und Brennholz in Hülle und Fülle; die gewaltigen Talsohlen, die Abhänge, der humusreiche Waldboden bieten vorzügliche Weideländereien. Und dahinter am Horizont baut sich in massigen und doch edlen Formen das Gebirge mit seinen schneebedeckten Gipfeln und blauschimmernden Gletschern auf, markig in seiner Kraft, umwallt und umflutet vom zarten Zauberschleier einer Schönheit, die aus Dunst und Dämmer, aus Licht und Atmosphäre zusammengewebt ist. Zwei ganz verschiedene Welten scheinen hier am Fuße der Anden aufeinanderzustoßen.

Dem geologischen Aufbau nach liegt die Annahme nicht zu fern, daß ganz Patagonien sowie Feuerland die Reste eines in Urzeiten untergegangenen Kontinents sind, der im Kampf der tobenden Elemente auf einer Seite in den Fluten des Weltmeeres allmählich versinkend, auf der anderen durch Riesengewalten emporgerissen, aus Feuerschlünden und Wasserwogen mit starrer Majestät sich erhebend, eine große Mannigfaltigkeit in seiner Zusammensetzung zeigt.

Tertiärsedimente, insbesondere Sandstein und Mergel, Tonschichten und Konglomerate bilden den größten Teil des Chubutbodens von der Ostküste bis in die andine Zone hinein. Bedeckt sind diese tertiären Bildungen von steinigen Lagen aus glazialem Geröll, von Schutt- und Trümmermassen früherer



Cumbre negra südlich vom Picotal Friedland.

Berge, von Dünen und Sandbänken. Mit elementarer Gewalt haben vulkanische Gesteine an verschiedenen Stellen, und zwar nach Westen zu stetig an Häufigkeit und Ausdehnung zunehmend, die Schichten durchbrochen, ragen als mächtige Basaltfelsen, als Kegel oder wuchtige Bergmassen daraus hervor oder überlagern sie als vulkanische Konglomerate, in denen Andesit sowie Porphyre und Zersetzungsprodukte anderen, an Quarz und Feldspat reichen Eruptivgesteins vorhanden sind.

Weiter nach Westen erscheinen unter dem Tertiär schieferige Kreideschichten; nach dem Gebirge zu treten Tonschiefer und quarzitischer Sandstein in grobkörnigem wie auch in ganz feinem, außerordentlich dichtem Zustande hervor, und an diese schließt sich dann das Urgestein mit seinen gewaltigen Granitmassen an.

Das Klima Chubuts allgemein zu behandeln, halte ich für verfehlt, da es bei der Ausdehnung des Landes und der völlig verschiedenartigen Formation, Bodenbeschaffenheit und Vegetation keineswegs auch nur annähernd einheitlich sich gestaltet. Nur das eine möge gesagt sein, daß die klimatischen Verhältnisse überall äußerst gesunde sind. So wurden z. B. 1903 im ganzen Territorium 347 Geburten = 39,6 pro Tausend der Bevölkerung gezählt, dagegen Sterbefälle nur 93 = 10,6 pro Tausend; das ergibt einen Überschuß der Geburten über die Sterbefälle von 29,0 pro Tausend.

Das Klima ist ungefähr dem in Mitteleuropa ähnlich.

II.

Die Indianerkolonie Cushámen.

Etwa 30 km südöstlich von Norquinco liegt die Indianerkolonie Cushámen, durchströmt vom Norquincofluß und einem Seitenarm desselben, dem Arroyo Cushámen d. h. „Felsenwasser", „Bach, der über Steine fließt". Hier wohnen auf einem Flächenraum von 60 Leguas, = 1500 Quadratkilometer, etwa 1000 Indianer vom Stamme der Araukaner und zur Familie der Mapuche gehörig unter ihrem Häuptling (Cacique) Njankuchi Nahuelquír.

Mapuche heißt: „das Volk von weither" (che = Volk, Stamm). Tatsächlich ist ja auch dies Volk aus den Gebirgsgegenden nördlich vom See Nahuel Huapi gekommen. Auf seinen Jagd- und Wanderzügen nach Süden, dem Vordringen der Kultur immer mehr weichend, ist es hier, der Not gehorchend, nicht dem eigenen Triebe, seßhaft geworden und beschäftigt sich jetzt in der Hauptsache mit Viehzucht.

Welche Änderung im Laufe von drei bis vier Jahrzehnten mit einem ganzen Volksstamm! Welch ungeheurer Wechsel hinsichtlich seiner Sitten und Gebräuche, seiner Lebensweise und ganzen Lebensauffassung!

So sind hier z. B. die beweglichen Zelte, Toldos genannt, schon ganz verschwunden. Feste Häuser aus Holz oder Adobe (ungebrannte Erdziegel) mit Dächern aus Schilf oder Zinkblech

bilden heute die Wohnungen. Anstatt der früheren Fellbekleidung des halbnackten Körpers tragen die Männer jetzt Jacken und Beinkleider nach europäischem Muster. Das farbige Stirnband, das einst das straffe, tiefschwarze Haar zusammenhielt, hat dem Filzhut Platz gemacht, und vielfach ist an Stelle der alten „Bota de potro“ der moderne hohe Lederstiefel getreten. Nur die Chiripa, das um die Hüften getragene Unterkleid, aus einem Poncho oder Stück Tuch bestehend, hat sich aus vergangenen Zeiten her noch allgemein im Gebrauch erhalten. Wie bei den früheren Geschlechtern, so gilt die Chiripa auch bei dem heutigen als unerläßliches Kleidungsstück.

„Bota de potro“ heißt „Stiefel vom Pferde“. Diese eigenartige Fußbekleidung wird aus der Haut der Hinterbeine des Pferdes hergestellt, und zwar derart, daß man sie vom Knie über das Sprunggelenk bis zur Fessel — wenn möglich in einem Stück — herunterzieht. Der untere Teil bis zur Fessel herab, der vorn mit Lederstreifen geschlossen wird, dient als eigentliche Bekleidung des Fußes, während der übrige Teil gleichsam als Stiefelschaft den Unterschenkel des Mannes bedecken soll. Durch mehrtägiges Tragen nimmt dieser Naturstiefel die Gestalt des Fußes an, wird dann vorn an den Zehen säuberlich zusammengenäht und am Schaft mit farbigen Bändern oder Lederriemen, die zum Befestigen dienen, versehen. Häufig sind noch silberne Schnallen, Ringe usw. zur Verzierung angebracht.

Auch die alten, nach Vätersitte angefertigten Sporen sind noch anzutreffen. Sie bestehen aus zwei 10—15 cm langen Stäbchen harten Holzes, die durch eine Querverbindung aus starkem Leder oder Holz zusammengehalten werden. An dem einen Ende der nahezu parallel laufenden Stäbe befindet sich je eine scharfe Spitze aus Eisen oder Knochen, während die anderen Enden mit Lederriemen versehen sind, zum Befestigen am Fuß bzw. am Stiefel.

Frauen und Mädchen haben hier fast durchgehends europäische Kleidertracht angenommen, und nur ganz selten ist noch das weite, mantelartige Kleidungsstück im Gebrauch, das durch große Silbernadeln mit Platten und Ketten vorn am Halse und durch einen breiten, reich verzierten Gürtel oberhalb der Hüften zusammengehalten wird. Nur bei älteren Frauen habe ich es hier in Cushámen gesehen, während ich es weiter im Süden bei den Tehuelchen sowohl wie bei Pampaindianern noch allgemein verbreitet vorfand. Daß das weibliche Geschlecht sich mit allerhand Schmucksachen behängt, wie z. B. Halsbändern, silbernen Kettchen und Ringen, mit mächtigen Ohrgeschmeiden von scheibenförmiger, dreieckiger oder viereckiger Gestalt, mit Glasperlen und sonstigem Tand, braucht wohl nicht erst besonders erwähnt zu werden. Weib bleibt eben Weib; ob in Europa oder in Afrika oder Amerika, ob im Salon oder im Urwald — das ändert an der Evanatur nichts.

Hübsche Frauen oder Mädchen indessen habe ich beim Mapuchevolk nur wenig oder gar nicht gesehen. Auch die Männer können mit nur wenigen Ausnahmen nicht zu einem schönen Menschenschlage gerechnet werden. Sie sind zwar von kräftigem Körperbau, und starke, muskulöse Figuren trifft man im allgemeinen bei diesen wie auch anderen Araukanerstämmen an, die einst wegen ihrer kriegerischen Eigenschaften bekannt und gefürchtet waren. Die Erzählungen aber von der Stärke und riesenhaften Größe jenes Araukanergeschlechts sind übertrieben und gehören ins Reich der Fabel. Auf die Tehuelcheindianer würden derartige Beschreibungen eher passen. Unter den Mapuche sowohl wie auch unter den verwandten Manzaneros, die ebenfalls zum Araukanerstamm gehören, gibt es nur wenige Männer, die an Körperlänge das Maß von 1,70 m überschreiten. Die meisten sind von mittlerer Statur.

Die Gesamtzahl der Indianer nimmt seit Jahren leider ständig ab. Die Zivilisation ist eben unbarmherzig blutig, und die Kultur zerstampft kalt und rücksichtslos alles, was sich auf

ihrer Bahn hindernd oder auch nur gleichgültig zeigt. Sie hat gar eigene Waffen, diese Weltbeglückerin! Mit gleißender Heuchelmiene träufelt sie das Gift verheerender Krankheiten dem vor Gesundheit strotzenden Volkskörper ein, oder sie beglückt den ehrlichen, guten Volkscharakter mit den furchtbaren demoralisierenden Wirkungen des Alkohols. Stämme und Völker sind und werden auf diese Weise zugrunde gerichtet. Das muß man sagen, es liegt System in dieser Heuchelei, System in dieser Lüge von den sog. höchsten Errungenschaften der Menschheit, die da Weihrauch streut und wie toll Beifall klatscht, wenn sich ein Stück solcher menschlichen Tragikomödie abspielt. Und das scheint in Südamerika der Fall zu sein.

Eine ganze Rasse, mit ihren Stämmen und Familien hat seit Jahrzehnten bereits im dumpfen Gleichmut den langsamen und düsteren Todesmarsch in das ungeheure Massengrab der Völker angetreten. Nicht mehr lange — und schaurig und hohl hallt die Totenklage des letzten Indianers über die weite Pampa und bricht sich im tausendfach gellenden Echo an den starren, tränenfeuchten Felswänden der Kordilleren. Und stummtraurig, mit gramdurchfurchtem Antlitz schauen die ewigen Bergriesen in ihren Schneemänteln und blaufunkelnden Eiskappen herab auf den „Letzten seines Stammes“, und aus finsteren, blaudunklen Klüften heult zornig der Sturmwind hervor, der Herold des Todes, der urgewaltige Sturm, der dahinfährt über jede Kreatur. Wie ein bleiches Gespenst aber, hohläugig, mit schwarzen, unheilschwangeren Fittichen umschwebt das Schicksal die ächzende Erde. — — —

Es war ein herrlicher Morgen, als wir von Norquinco nach Cushámen ritten. Über ein mächtiges, mit Büschelgras und Steingeröll bedecktes Hochplateau ging es, aus dessen erstarrten Wellen und Wogen wüste, kahle Granitmassen, wildzerrissene Basaltkegel und zerfetzte Felsklötze herausklettern. Fern im Westen türmt sich wie ein Riesenwall im bläulich hingehauchten

Nebeldunst das Massiv der Kordilleren auf, und in der klaren Atmosphäre leuchtet weithin durch das Strahlengeflimmer der Morgensonne hindurch der weiße, blendende Firnschnee. Die absolute Höhe dieser Meseta, der tischförmigen Hochebene, wechselt zwischen 950 und 1000 m. Es ist eine grasige Steinpampa, zerrissen von jähen Schluchten und steilen Hängen, die schließlich alle in ein breites, tief eingeschnittenes Tal ausmünden, offenbar das Bett eines früheren Stromes. Aus den Seen der Anden hat dieser einst seine Wassermengen geschöpft und in brausenden, schäumenden Fluten hinabgewälzt in die Ebene zum offenen Meere hin. Aber während die Wasser sich mit unersättlicher Gier immer tiefer durch Steine und Felsen hindurch in den geduldigen Boden hineinnagten, erhob sich schüttelnd in stolzer Kraft das Urgebirge. Viele Quellen versiegten, und nur einige Rinnsale und trockene Cañons zeugen heute von der gigantischen Größe verrauschter Jahrhunderte.

Stellenweis wird das aus quarzitischem Sandstein, Granit und Porphyrstücken, Diabas usw. bestehende grobe Geröll feiner und bedeckt dann als Sand und Kies weite Strecken. Unter diesen sandigen Lagen aber, die im allgemeinen nicht sehr stark sind, befindet sich eine Humusschicht, oft von mehr als 0,5 m Dicke, so daß es den Boden bei richtiger Bearbeitung und Benutzung an natürlicher Fruchtbarkeit nicht fehlen würde.

Früher soll diese ganze Gegend gut bewaldet gewesen sein, namentlich in den Tälern, Schluchten und an den Abhängen. Indessen haben die dahinschießenden Wasserfluten Bäume und Sträucher entwurzelt und mit sich fortgerissen in das wirbelnde Wellengrab. Was diesem Wüten widerstand, fiel dann nach und nach der zerstörenden Menschenhand anheim. Indianer waren es, die auf ihren Jagden durch angezündete Feuer — um das Wild zusammenzutreiben — den Baumwuchs vernichtet haben. Heute ist die Gegend, durch die wir kamen, völlig baumlos; selbst die niedrigen Dornbüsche, wie Calafáte (Berberis buxifolia) und Chacái, treten nur spär-

lich auf. Hier und da findet man noch mächtige Wurzeln, riesige Stümpfe als die letzten Reste jenes Waldbestandes.

Einen abschüssigen Hang ritten wir nach etwa einstündigem Trabe hinunter und gelangten in eine sich weit dehnende, mit gutem Weidegras bewachsene Ebene, durch die der Norquincobach mit dem Cushámen nach Südosten zum Chubutfluß sich hinzieht. Ungefähr 850 m liegt die frischgrüne Talsohle über dem Meeresspiegel. Dort, wo sich die hohen Seitenwände dieses breiten Tales für einen Augenblick näher zusammenschieben, um später kilometerweit voneinander abzurücken und einer großen, sich spreizenden Ebene Platz zu machen, wohnt Nahuelquír, der Mapuchehäuptling.

In Begleitung des Polizeikommissars und des Friedensrichters besuchte ich ihn inmitten seines Volkes; er im dunklen Anzug mit steifem Filzhut, in schwarzen Kniestiefeln mit silbernen Sporen und Sporenketten; die Leute, von denen die meisten hoch zu Roß gekommen waren, in einfacher Jacke, in Chiripa und Potrostiefeln, den Lasso am Sattel, die sicher treffenden Bolas (Schleuder) um die Hüften, das lange Messer im Gürtel und die nie fehlende schwere Rebenka (Reitpeitsche) in der Hand. Wilde, verwitterte Gestalten waren es, mit blitzenden Augen und langem, pechschwarzem Kopfhaar, das in wirren Strähnen über Stirn und Nacken fällt.

Njankuchi Nahuelquír ist verheiratet mit einer Frau aus dem Tehuelchenstamm, namens Tanahuén, mit ihrem Christennamen Manuela genannt. Sie ist eine gutmütige, dabei aber gescheite und energische Ehefrau und hat ihrem Herrn Gemahl gegenüber manchmal einen schweren Stand. Denn dieser selbst, im allgemeinen gut und freundlich, soll wie eine Bestie rasen, wenn er sich etwas intim mit der Rumflasche beschäftigt hat. Ich lernte ihn als einen ruhigen, verständigen Mann kennen, von gesunder Intelligenz und vernünftigen Anschauungen. Nur einige Male kam bei ihm der bitter empfundene Schmerz über die verloren gegangenen Zeiten zum Ausbruch.

„Das ist nun alles vorbei!“ sagte er schwer seufzend. Dabei schaute er düster auf den Boden, stampfte mit dem Fuße, daß die Sporen klirrten, und blickte dann sinnend durch die offenstehende Tür hinaus ins Freie, wo sein ältester Sohn,



Indianer vom Mapuche-Stamm.

ein hübscher, 16jähriger Junge, eben mit dem Aufsatteln eines Pferdes beschäftigt war.

„Ja, das ist nun alles vorbei!“ wiederholte er im gedämpften Ton.

Es schien so etwas wie Gewitterschwüle in der Luft zu

liegen. Denn plötzlich sprang er auf, dehnte seinen mächtigen Brustkasten und befahl seiner Frau, etwas zum Trinken besorgen zu lassen.

Fast alle Mapucheindianer in Cushámen sind Christen, aber nur — äußerlich. Sie selbst nennen sich zwar so und haben sich — vielleicht willenlos — taufen lassen und ebenso ihre Kinder. Indessen gelten ihnen die alten ererbten religiösen Gebräuche bedeutend mehr, als die Satzungen jenes Christengottes, durch dessen Lehre und diensteifrige Diener ein Stamm nach dem anderen dem Untergang geweiht wurde.

„Blaßgesichter, Räuberbanden,
Feierliche Priestereide
Schwuren Indianerhetze
Am Altar des Christengottes.“

Daß die Eingeborenen einem solchen System nach all den bitteren Erfahrungen mit Mißtrauen und Haß begegnen mußten, ist mehr wie selbstverständlich, und das erklärt vieles. So kommt es denn, daß die Indianer hier heute noch zu gewissen Zeiten das sog. Camarúcofest feiern zu Ehren ihrer Gottheiten, des „Großen guten Geistes“ bzw. zur Versöhnung des „Bösen Geistes“ Gualíchu, dem bei dieser Gelegenheit ein Opfer gebracht wird. Jedes dritte Jahr findet diese Feierlichkeit im großen Maßstabe statt, außerdem gewöhnlich zweimal im Jahre, immer aber bei Vollmond.

Das Opfer besteht in einem weißen Pferde, gewöhnlich einer jungen Stute, die von vier jungen Leuten ohne Lasso, nur mit den Händen eingefangen und zu Boden geworfen werden muß. Unter mancherlei Zeremonien, Zauberformeln und dgl. erscheint dann der Zauberer, der Medizinmann. Mit einem äußerst scharf geschliffenen Messer bringt er dem Opfertier einen Stich in die Brust bei, greift mit der rechten Hand tief in die Öffnung der Wunde hinein und reißt mit einem geschickten Ruck das Herz heraus. Dieses lebende, zuckende und noch rauchende Herz hebt er dann hoch empor und zeigt es

dem in atemloser Spannung wartenden Volk, das nun in Jubelrufe und Freudenschreie ausbricht. Unter ganz bestimmten Beschwörungsformeln wird das Herz hierauf in Bast, Blätter und Häute gehüllt, so fest wie möglich mit Lederriemen umwickelt und unter Gesang und Geschrei der Menge an einem einsamen, weit abgelegenen Ort, gewöhnlich einem Hügel oder Berggipfel, vergraben. Auf diesen feierlichen Akt der Zeremonie folgen dann Gesang und Tanz, verbunden mit Schmausereien und Trinkgelagen.

Mit ähnlichen Festlichkeiten und religiösen Gebräuchen wird bei den jungen Mädchen der Eintritt der Mannbarkeit gefeiert, die im Durchbohren der Ohrläppchen äußerlich kenntlich gemacht wird. Drei Tage vorher wird das junge Mädchen in einem besonderen Zelt untergebracht und ohne Essen und Trinken unter strenger Aufsicht gehalten. Darauf erfolgt die eigentliche Zeremonie unter Beschwörungsformeln bei Sang und Tanz. Von diesem Augenblick an sind die Mädchen heiratsfähig bzw. zum Ehestande wählbar.

Auch hinsichtlich des letzteren sind allein die im Stamm herrschenden Gebräuche geltend und maßgebend, während die christliche Zeremonie oder die kirchliche Trauung meistens nur als leere äußere Formsache betrachtet wird. — — —

Cushámen besitzt auch eine Regierungsschule. Unter der Leitung eines Spaniers, des tüchtigen Don Vincente Herrero und seiner kleinen Frau werden hier 53 Schüler und 7 Schülerinnen in die Elementarwissenschaft des Lesens und Schreibens, Rechnens usw. eingeweiht. Meist sind es Indianerkinder aus der Kolonie; indessen nehmen auch Kinder von Weißen aus der Nachbarschaft am gemeinschaftlichen Unterricht teil. Geradezu erstaunlich ist es, die natürliche Intelligenz, die leichte und schnelle Auffassungsgabe dieser kleinen braunhäutigen und dunkeläugigen Bengels zu sehen. Fast alle kommen zur Schule, ohne ein Wort Spanisch zu verstehen, und in kaum einem Jahre sprechen sie es fließend. Mir wurden Schreibhefte vorgelegt

aus den ersten Wochen bzw. Monaten des Schulbesuchs. Geradezu ein schreckliches Tintengekleckse, als ob Hexen auf Besenstilen über das geduldige Papier dahingefahren wären! Dann sah ich Hefte derselben Schüler nach zwei und dreimonatigem Schulbesuch. Der Fortschritt war nicht zu verkennen. Ungleich größer aber war die Entwicklung in den folgenden Monaten. Da habe ich gestaunt über das, was diese „halbwilden“ Indianerkinder zu leisten imstande sind, diese Sprößlinge einer Rasse, die man stets geneigt ist, als minderwertig zu betrachten und zu behandeln. Auch der Anschauungsunterricht ist hier, dank der Geschicklichkeit des Lehrers, gut ausgebildet. Gefreut habe ich mich über die herrschende Disziplin, sowohl im Schulzimmer wie draußen im Freien. Leibesübungen und fleißiges Turnen werden nicht vernachlässigt. Auf dem freien Platze vor dem kleinen Schulgebäude befinden sich die Turngeräte, Kletterstangen, Reck und Barren, ganz wie bei uns daheim.

Ein natürliches Hindernis für den regelmäßigen Schulbesuch bilden allerdings die großen Entfernungen und die Witterungsverhältnisse. Knäblein und Mägdelein aber sind hierzulande mit Pferden vertraut, kommen sozusagen mit dem Sattel auf die Welt, und so wird denn bei einigermaßen gutem Willen der Eltern auch diese Schwierigkeit leicht überwunden. Hier *geht* man nicht, sondern man *reitet* zur Schule, häufig zwei Männlein oder zwei Weiblein auf einem Sitz. — — —

Das *Klima* dieser Gegend um Norquinco und Cushámen herum ist gemäßigt. Die Durchschnittstemperatur des Jahres 1904 betrug 10,09° C., und zwar zeigte Monat

Januar	eine	mittlere	Temperatur	von	19,87°	Celsius
Februar	„	„	„	„	16,62°	„
März fehlt						
April „						
Mai	„	„	„	„	7,62°	„
Juni	„	„	„	„	5,25°	„

Juli	eine mittlere	Temperatur	von	2,74°	Celsius
August	„ „	„	„	4,06°	„
September	„ „	„	„	6,85°	„
Oktober	„ „	„	„	8,68°	„
November	„ „	„	„	12,25°	„
Dezember	„ „	„	„	16,97°	„

Die Durchschnittsmaxima fielen in die Monate

Dezember	mit	30,0°	Celsius
Januar	„	35,0°	„
Februar	„	32,0°	„

während die Durchschnittsminima in den Monaten

Mai	mit	— 6,8°	Celsius
Juni	„	— 8,1°	„
Juli	„	— 10,6°	„
August	„	— 7,5°	„

zu verzeichnen waren.

Im allgemeinen ist trockenes Klima vorherrschend. Die regenreichste Zeit ist wohl im April, Mai, Juni und Juli. Indessen erreichen die niedergehenden Regenmengen keine erhebliche Höhe. Sie betrugen in den genannten Monaten nur

38,0	mm	(April)
57,1	„	(Mai)
79,2	„	(Juni)
86,9	„	(Juli)

Schon im folgenden Monat August sank die Regenhöhe auf 4,6 mm herab, und die Monate November und Dezember 1904 sowie Januar und Februar 1905 waren völlig trocken.

III.

Am Maitén. Ritt ins Bolsontal.

Wie aus großen, verträumten Augen schaute der junge Tag hinter den dunstigen Bergen hervor, und über den zarten Nebelflor, unter dem die erwachende Erde sich zu regen schien, goß die Morgensonne einen Hauch von Gold.

„Vorwärts, Arregada, vorwärts; wir wollen die Morgenkühle benutzen. Zur Mittagszeit wird es heiß werden.“

„Jawohl, Patron“, bestätigte mein Führer. Dann wirft er seinen dampfenden Zigarettenstummel fort, schwingt die Rebenka, und in scharfem Trabe fegt unsere kleine Tropilla, bestehend aus zwölf Pferden und drei Maultieren, über die Pampa dahin, nach Westen zu, dort, wo sich das Andengebirge zum Himmel auftürmt. Bergauf und bergab steigen wir. Zerklüftet und zerrissen ist die Landschaft. Steil aufstrebende Felswände scheinen den Weg zu versperren, weichen dann aber plötzlich wie in jäher Flucht nach rechts und links auseinander, zu Hügelreihen und Bergzügen sich gruppierend, die erst am Horizont im blauen Äther verschwinden. Die Pampa liegt hier durchschnittlich 1000 m über dem Meeresspiegel, während die aufgesetzten Kuppen und Bergmassen stellenweis 1500 und 1600 m erreichen. Die Vegetation ist noch schwach, besteht meistens aus Coirón, sowie anderen der Steppenregion angehörigen Grassorten und wird nur selten von niedrigem Gesträuch unterbrochen.

Allmählich senkt sich der Weg in eine Schlucht hinab, die, von Wasser und Wind ausgewaschen, in das trockene Bett eines früheren Baches übergeht. Gewaltige Felsklötze bedecken den Boden zu beiden Seiten, und Höhlenbildungen in dem zutage tretenden Gestein sind häufig, namentlich im nördlichen Teil hoch oben. „Puerta suelo“ heißt dies von der Natur gebildete Tor. Es führt in ein prachtvolles, weitgedehntes Tal



Zwischen Maitén und Valle nuevo.

hinab, das durchzogen wird von mehreren Bächen und bestanden ist mit saftig-grünem Graswuchs wie mit einem dichten Rasenteppich. Wohlgenährte Rinderherden unter der Aufsicht von berittenen Hirten suchen dort ihr Futter.

Der größte Teil dieses etwa 650 m hoch gelegenen Tallandes gehört einer englischen Gesellschaft, der „Compania de Tierras Sud-Argentina“, die hier Ländereien in einer Ausdehnung von mehr als 2000 Quadratkilometern besitzt und nur Vieh-

zucht im Großen betreibt. Ungefähr 45 000 Rinder sind ihr Eigentum. Ursprünglich wurde dieses gute Land mit bester Weide in Form einer Konzession behufs Kolonisierung jener Gesellschaft übergeben. Indessen, wie das so gewöhnlich geht, haperte es mit der Besiedelung. Es war dies, wie man behauptet, auch gar nicht die Absicht jener Engländer, die sofort damit begonnen hatten, Vieh in Masse dort hinzubringen. Als die Regierung später drängte, den Verpflichtungen nachzukommen und außer dem Vieh auch endlich Menschen jenen fruchtbaren Ebenen zuzuführen, erklärte die Gesellschaft kurz, daß das Land für Kolonisierungszwecke völlig ungeeignet sei. Auf irgend eine Weise wußte sie es dann dahin zu bringen, daß ihr für einen recht geringen Preis der Besitztitel zugestanden wurde, und — ein neuer Latifundienbesitz war geschaffen. Wo Tausende von Menschen ihr Heim sich hätten gründen und auf eigener Scholle ihren Unterhalt hätten finden können, stehen heute nur einige Ranchos und armselige Hütten, in denen die notwendigsten Aufseher, Knechte und Viehhirten ihre Lohnarbeit verrichten.

Während im Norquincotal Schafzucht vorherrscht und angeblich etwa 1500 bis 2000 Schafe pro Legua = 25 Quadratkilometer gehalten werden können, ist man weiter im Westen mehr zur Rindviehzucht übergegangen, was indessen nicht ausschließt, daß auch die Schafhaltung bei dem vorzüglichen Futter gute Resultate liefert.

Nach vierstündigem Ritt ungefähr gelangten wir in das Tal des Chubutflusses, an dessen Ufer wir unsere Reittiere etwas verschnaufen ließen. Es war 10 Uhr vormittags. Mein Thermometer zeigte 10° C. Auf 42° 3′ südlicher Breite ermittelte ich nach meinen Barometermessungen dicht am Wasserspiegel eine Höhenlage von 628,5 m über dem Meere. Das Bett des Flusses wechselt sehr in seiner Breite. Dort, wo ich mit Pferden und Maultieren durchgeritten bin, mißt es ca. 60 m und besteht aus durchweg steinigem Grund, der als grobes Geröll

zu beiden Seiten gewaltige Flächen bedeckt, derart, daß die Ufer in einer Gesamtausdehnung von 5—600 m oft den Eindruck eines öden, trostlosen Stein- und Trümmerfeldes hervorrufen. Unmittelbar hieran aber schließt sich ohne jeden Übergang das fruchtbare Gras- und Wiesenland, das seinerseits wiederum von Bergzügen begrenzt wird. Letztere, im allgemeinen von Norden nach Süden verlaufend, erheben sich zu einer Höhe von 1000 bis 1100 m. Weiter im Süden, etwa 30 km von hier entfernt, erreichen einige Kuppen dieser natürlichen Talbegrenzung sogar 1560 m.

Fast genau auf dem 42. Grad südlicher Breite mündet in den Chubut ein Nebenfluß, der Maitén, dessen Quellgebiet sich in der weiter westlich gelegenen, mehr als 2100 m hohen Bergregion befindet. Diesem rauschenden Gebirgsbach entgegen führte mich der Pfad in ein prächtiges Tal und dann hinauf in eine düstere, enge Felsenlandschaft. Wildzerklüftet und zerfetzt starren die Gesteinmassen und Felshaufen hinab auf den einsamen Wanderer dort unten am glitzernden Wasser. Tiefes Schweigen herrscht ringsumher in dieser Öde und ein fast unheimliches Gefühl legt sich beklemmend auf die Brust. Aber eine leichte Dämmerung hat sich zwischen Himmel und Erde ausgebreitet, und hinter Zacken und Spitzen und Kuppen schieben sich drohende Wolken langsam hervor und hüllen Berg und Tal in dunkle Schatten. Wie grauenerregende Gespenster in wallenden Schleiern ziehen die Regennebel durch die Schluchten. Und da bricht es los; ein Regensturm der tollsten Art rast mit ganzer Kraft über das Land dahin und peitscht uns schwere Tropfen ins Gesicht. Er peitscht die Leiber der armen Tiere, die geduldig die Köpfe senken und die triefenden Ohren hängen lassen.

„Vorwärts, vorwärts, Arregada!“ Unter verschiedenen „Carambas“ und „Donnerwettern“ kämpfen wir mühsam gegen den Sturmwind an. Irgendwo werden wir ja eine Hütte oder sonst einen Unterschlupf antreffen; je eher, desto besser. Diese

verdammten Bogen und Krümmungen des Pfades! Sie hemmen das Weiterkommen. Hochauf spritzt der Schlamm unter den Hufen der Pferde, und von oben gießt es herab zum Gotterbarmen. Roß und Reiter haben sich in dem ekelhaften Schmutzwetter bis zur Unkenntlichkeit verändert! Und voran streben wir abwechselnd im Galopp und Trab. Und da, horch! — Hundegebell; Menschen müssen also in der Nähe sein. Aber Dunst und Nebel und der strömende Regen lassen keine Fernsicht zu. Nach und nach löst sich aus dem Grau der Landschaft eine dunkle Masse los; die undeutlichen Umrisse nehmen bestimmtere Formen an und wir können ein Häuschen mit kleinem Seitenbau erkennen.

In kurzer Zeit hat sich unsere Tropilla auf einem freien Platz versammelt; ruhig warten die durchnäßten und kotbespritzten Tiere auf ihre Entlassung und schauen teilnahmlos, wie mit stiller Verachtung auf die fünf schmutzigen Köter undefinierbarer Rasse, die da mit wütendem Gebell herumspringen. Da öffnet sich auch schon die Haustür. Ein bärtiges Gesicht kommt zum Vorschein, beschattet von einem zerknitterten Filzhut. Und hinter dem Manne reckt sich neugierig ein dunkler Frauenkopf hervor und weiter unten tauchen zwei ängstlich dreinschauende Kindergesichter auf.

„Buenos dias, señor, entre!“

Wir schütteln uns die Hände, und ich trete ein in den kleinen Raum, der als Wohnzimmer und gleichzeitig als Küche dient. Auf dem Lehmboden knistert behaglich ein Feuer. Und während der Mann mir den durchnäßten Poncho und triefenden Hut abnimmt, hat die Frau eilfertig einen Holzklotz ans Feuer gerückt und lädt mich zum Sitzen ein. Der unausbleibliche Maté macht die Runde, und bald prasselt am Bratspieß das Hinterviertel eines Hammels, ein Asado, dessen Vollendung wir schwatzend und den aromatischen bitteren Paraguaytee schlürfend sehnsüchtig abwarten. Draußen aber regt der Sturm brausend seine Schwingen und rüttelt und wühlt in den Wolken,

daß sie vor Schmerz Tränen weinen, die schwer zur Erde niederfallen. Und während Mutter Erde sich mit dunklem Trauerflor umgibt, wandelt langsam die schweigende Nacht durch das Tal.

Mein freundlicher Gastwirt war ein Baske, Don Anacleto Salaverry, der mit seiner Familie sich hier seit einigen Jahren niedergelassen hat. Er treibt etwas Viehzucht und erwirbt seinen täglichen Unterhalt aus der natürlichen Fruchtbarkeit des Bodens ohne große Mühe.

Für Viehzucht eignet sich diese ganze Gegend außerordentlich. In den Tälern und an den Hängen gedeihen außer Coirón die saftigen Mallingräser; auch liefert die mit kleinen Ähren versehene Cebadilla ein nahrhaftes Futter. In den Schluchten haben sich niedrige Dornbüsche eingenistet; der Chacáistrauch klettert zwischen dem Felsgestein bis zum höchsten Kamm hinauf. Wenn nun auch die Vegetation nicht gerade als kräftig bezeichnet werden kann, so merkt man doch schon überall den allmählichen Übergang zu der fruchtbareren und schöneren Gebirgsregion.

Daß der Maiténbach und der Chubutfluß, der Norquinco, die Bäche des Tals von „Puerto suelo“ und die kleineren Zuflüsse aus dem Gebirge Gold mit sich führen, daß im Gebirge selbst Kupferfunde gemacht worden sind, möchte ich noch nebenbei erwähnen. In den Abhängen des Maiténtales werden augenblicklich zwei kleine Goldminen von Nordamerikanern bearbeitet. Auf einer anderen Stelle, zwischen Norquinco und Maitén, hat ein Spanier nur versuchsweise mit Erfolg Gold gewaschen und allein im vorigen Jahre 6 kg davon verkauft. Ich selbst habe das edle Metall in dieser Gegend gesehen. Es waren Goldplättchen von verschiedener Form, die oft die Größe eines Fingernagels erreichten. — — —

Taufrisch in Klarheit und Kühle war der Morgen angebrochen. Die Sonne lächelte auf die Welt hernieder, als gäbe es keine Erdennot und keinen Erdenjammer.

Und höher und höher stiegen wir ins Gebirge hinein, dem Labyrinth der Kordillerenkette zu, und immer grotesker wird die Landschaft mit ihren zusammengeballten Felsklumpen und senkrechten Steinwänden. Mächtige Granitmassen treten zutage, aufgetürmte Basaltklötze ragen trotzig aus regellosem Geröll hervor und heben sich wie dunkle Silhouetten von dem lichtdurchstrahlten Himmel ab. Wir winden uns aus dem Tal einen Hang hinauf; nur schmal ist der Pfad und gerade nicht bequem für unsere Reit- und Lasttiere. Jetzt starrt uns auf der rechten Seite eine hohe glatte Felswand entgegen, während links ein Abgrund schroff zu der im Sonnenglanz schimmernden Talebene hinstürzt, die sich dort unten weit nach Nordwesten ausdehnt. Gleichsam auf einem gewaltigen Treppenabsatz stehen wir hier. Wie von selbst hält mein Roß, und ich schaue hinab in die weite, blaue Ferne, und über mir rauscht es und braust es. Zypressenbäume sind es, die sich gegenseitig etwas zuraunen und ihre dunklen Wipfel ehrfurchtsvoll beugen vor etwas Geheimnisvollem, Unsichtbarem, und mit grünen Fingern zu winken scheinen, als ob sie mich bitten wollten: „Komm her und sieh!“ Ein heimliches Weh scheint die Luft zu durchzittern und über die herrliche Ebene dort zu meinen Füßen hinzueilen bis zu den fernen Bergreihen. Mein Blick fällt auf die mächtige Steilwand zu meiner Rechten und da — alle Wetter! was ist das! Da sind ja Zeichen und Figuren in roter Farbe angebracht; Schriftzeichen der alten Indianer aus längst vergangenen Zeiten, meist Dreiecke, einfache und doppelte, die mit der Spitze zusammenstoßen, Vierecke mit kreisförmigen Figuren, geschlängelte Linien und Zickzackstreifen, alles in roter Farbe, die, Regen und Sonnenschein, Wind und Wetter trotzend, Jahrhunderte überdauert hat. Der Felsen ist inzwischen verwittert; das zeigt ein Sprung, der mitten durch einzelne jener Zeichen hindurchgeht. Die Menschen, die einst auf jene Weise von ihrem Dasein Kunde gaben, sind vom Erdboden verschwunden; das Schicksal hat mit ihnen ohne Er-

barmen gewürfelt. Nur diese einfachen Figuren sind geblieben und geben in ihrer stummen Sprache Nachricht von dem Untergang eines ganzen Geschlechts. Ein mächtiger Indianerhäuptling vom Tehuelchenstamm hat hier vor mehr als 100 Jahren seine letzte Ruhestätte gefunden. Glanz, Macht und Reichtum — sie sind verrauscht, verschollen. Ein unsagbarer Hauch von Melancholie schwebt über der menschenverlassenen großartigen Einsamkeit, und die dunklen Zypressen hoch über mir auf der jähen Felswand rauschen lauter, und der Wind singt leise sein trauriges Lied von Menschenglück und Menschenweh.

Von hier an tritt in der immer kräftiger werdenden Vegetation die Zypresse nicht nur häufiger auf, sondern wird auch größer und stärker, je weiter man nach Westen gelangt. Ebenso entwickelt sich der übrige Pflanzenwuchs mehr und mehr. Namentlich ist das in dem tief eingeschnittenen Tal des Quemquemtréuflusses der Fall, das wir jetzt durchreiten müssen.

Langsam klettern wir die steilen Hänge auf der anderen Seite hinan; der Weg biegt nach Norden und führt auf eine gewaltige, mit Steinen und Geröll besäte Hochebene, die, 1300 Meter über dem Meeresspiegel liegend, von düsteren Basaltfelsen und emporgequollenen Lavamassen umklammert wird. Zacken und Zinnen und ausgebuchtete Kämme, Spitzen und Kuppen von mehr als 2000 m Höhe krönen den Cordon Serrucho, der, von Nord nach Süd verlaufend, die östliche Grenze dieser Fläche bildet, während im Westen die Ausläufer des 2255 m hohen Cerro Piltriquitrón sich vorlagern. Terrassenförmig fallen die beiden Bergrücken zur breiten Talsohle ab, die sich dort, wo der Bach Repollos in den Quemquemtréu einmündet, beträchtlich erweitert. Gewaltige Geröllmassen sind nahe dieser Stelle angehäuft; riesige Felsklötze liegen mitten im Wasser, und abgestürzte Steintrümmer bedecken den Boden zu beiden Seiten der brausenden und zischenden Gebirgsbäche. Die fortgerissenen bzw. abgewaschenen Talwände bestehen hauptsächlich aus Sandmassen, durchzogen von sedimentären

Schichten aus sandigem Lehm und Ton, in die stellenweis Steingeröll und Felsklumpen von abgerundeter Gestalt eingebettet sind. Insbesondere auf der linken Seite an den Ausläufern des Cerro Piltriquitrón kommt diese Zusammensetzung deutlich zum Vorschein und zwar dort, wo der Quemquemtréu nach Aufnahme des Repollosbaches mit Riesengewalt sich durch



Im Bolsontal.

die Berge Bahn gebrochen und ein breites Durchgangstor mit fast senkrechten Wänden geschaffen hat.

Nachdem wir das steinige Bett des Flusses durchritten haben, müssen unsere keuchenden Tiere noch einmal steile Abhänge hinaufklettern. Nur mühsam kommen wir in den Sand- und Schuttmassen vorwärts. Noch einmal gelangen wir auf eine Höhe von 1052 m; dann wendet der Pfad jäh nach Süden, und vor uns tief unten liegt das herrliche Bolsontal, das sog. „Valle nuevo". Es ist ein Längstal, von Norden nach Süden

ziehend, das sich vom Rio Foyel in einer Länge von 35—40 km fast bis zum Lago Puélo und Epuyén erstreckt. Glatt wie ein Tisch liegt diese fruchtbare Ebene, die vor langen Zeiten einst das Bett eines Sees gewesen sein mag, mitten im Gebirge nur 305 m über dem Meeresspiegel, während sie ringsherum von mehr als 2000 m hohen Bergen umsäumt ist.

Wildkühne Formen hat hier die Natur geschaffen. Golden leuchtet die Sonne auf das herrlich erhabene Bild herab, auf die frischgrüne, saftige Grasfläche, auf die himmelstürmenden Höhenzüge, deren gewaltige Basalt- und Granitmassen stolz auf das grobe Sand- und Steingeröll herniederblicken. Aus leichtem Nebeldunst glänzen hoch oben weiße Schneefelder, und stumm und starr in ihrer majestätischen Pracht grüßen von fern die Eisriesen. Wie dunkle Flecke zeichnen sich von der Grasebene einzelne Baumgruppen ab, und schattenartig ziehen sich Büsche und Bäume am Fuß des Gebirges herum in die Schluchten hinein und höher hinauf bis zu den zerklüfteten Kämmen und Gipfeln.

Der Maiténbaum (Mayténus magellanica) ist hier sehr häufig und erreicht eine außerordentliche Größe. Seine Blätter dienen dem Vieh als Futter, und daher kommt denn auch das eigentümliche Aussehen des Baumes. In einer Höhe nämlich von 1,5 bis 2 m über dem Erdboden erscheint häufig die untere Fläche der Laubkrone wie glatt abgeschnitten und letztere baut sich darüber wie eine Halbkugel auf. Das Vieh ist es gewesen, das bis zu einer gewissen erreichbaren Höhe die Blätter und dünnen Zweige abgefressen hat. Nirresträucher (Nothofagus antarctica) oft bis zu 4 m hoch, Calafáte (Berberis buxifolia) und Chacái sind in großer Zahl vertreten. Die Zypresse sowie einige Buchenarten, darunter Coihus (Nothofagus dombeyi), entfalten sich hier in ihrer ganzen Größe und Schönheit. Der Graswuchs ist kräftig, die weichen nahrhaften Mallingräser und die unter dem Namen „pasto tierno“ bekannten feinen Rasengräser bedecken weite Strecken des Talbodens.

Auch das „cardo negro", mit weißen Blüten, das von Pferden und Rindern gern gefressen wird, wächst hier in Mengen.

Bewohnt wird das Bolsontal von 8—9 Familien mit zusammen etwa 60 Köpfen. Fast alle sind Chilenen. Die Leute treiben Viehzucht und etwas Ackerbau. Alles natürlich nur im kleinen Maßstabe. Die Zahl der dort gehaltenen Rinder, Schafe und Pferde ist vorläufig noch gering, und der Ackerbau beschränkt sich nur auf Weizen für den Hausbedarf. Indessen verspricht jene Gegend auf Grund des vorzüglichen Klimas, der natürlichen Fruchtbarkeit des Bodens, des vorhandenen Holzreichtums und der günstigen Wasserverhältnisse einst ein Zentrum des prosperierenden wirtschaftlichen Lebens zu werden. Durchaus nicht zu vergessen ist hierbei die vorteilhafte Lage, die es ermöglicht, sowohl zum Tal des Rio Manso im Norden, wie auch zum Tal des Puélo im Süden in kurzer Zeit zu gelangen und auf diese Art eine relativ leichte Verbindung mit Chile herzustellen.

Was hier bei etwas Arbeit, Fleiß und Umsicht geleistet werden kann, hat ein Deutsch-Chilene, Don Jorge Hube, bewiesen. Don Jorge, wie er kurz genannt wird, hat sich mit seiner zahlreichen Familie in dieser wunderbaren Alpengegend vor sechs Jahren niedergelassen. In Haus und Wirtschaft walten dort deutscher Geist, deutsche Sauberkeit und Ordnung. An das gefällige, aus Brettern und Bohlen erbaute kleine Wohngebäude, dessen Giebeldach aus grünem Laubwerk idyllisch hervorschaut, schließt sich eine Mühle mit Wasserbetrieb. Rauschend und schäumend stürzt ein Gebirgsbach aus dunkler Kluft herab und setzt eine Turbine in Bewegung, die nicht nur für die Einrichtung zum Mehlmahlen, sondern auch für eine Maschine zum Reinigen von Getreide die treibende Kraft abgibt. Etwas weiter entfernt hiervon steht ein großer Schuppen mit Strohdach zur Aufnahme von Weizen und anderen Landwirtschaftserzeugnissen. Der hier angebaute Weizen gedeiht vortrefflich. Von einem Sack Aussaat ergibt die Ernte ungefähr

15—16 Sack. Und ebenso wie Weizen geben alle Sorten von Gemüsen und Früchten gute Resultate. In dem großen Garten, der hinter dem Hause an die Berghalde sich anlehnt, habe ich dies gesehen. Da ranken sich zunächst 500 Hopfenpflanzen auf großer Fläche empor, die bis jetzt hinsichtlich der Erträge alle Erwartungen übertroffen haben. Da wachsen Äpfel und Birnen, Pfirsiche und Kirschen; verschiedene Arten von Nußbäumen sind vorhanden. Da trifft man alle europäischen Gemüsesorten an, Bohnen, Kohl, Erbsen, Mohrrüben, Tomaten, ferner Kartoffeln, Kürbisse usw.

„Es ist hier alles möglich", sagte mir der alte Don Jorge; „natürlich ohne Arbeit ist es nichts, und die meisten scheitern daran, daß sie glauben, man könne ohne Fleiß und Mühe, ohne Ausdauer hier zu etwas kommen. Die Natur gibt eben nichts umsonst. Aber alles kann hier wachsen und gedeihen. Was uns fehlt, ist nur eine gute Verbindung, bessere Verkehrsgelegenheit. Das, was ich jetzt an Vieh, Getreide, Gemüse und Früchten besitze, könnte ich dann verzehnfachen und verhundertfachen, weil mir dann der Absatz möglich gemacht ist und ich für den Verkauf auf dem Absatzmarkt wirklich produzieren kann."

IV.

Zum Lago Mercedes.

Am nächsten Morgen befand ich mich auf dem Ritt nach Süden, nach dem sog. „Hoyo“, d. h. Grube, Loch. Es ist dies das südliche Ende des Valle nuevo, das hier eine kesselartige Vertiefung auf nur 232 m Meereshöhe bildet. Der Boden des mächtigen Talkessels ist sumpfig, wird vom Rio Epuyén durchflossen und von fast senkrecht aufsteigenden rissigen Gebirgswänden umgeben, deren wilde Schluchten und Kämme guten Baumwuchs tragen. Die Ränder der unteren Berglehnen dieses Tales sind bewohnt. Chilenen haben sich hier niedergelassen und treiben Ackerbau und Viehzucht. Hinsichtlich des ersteren wird nur Weizen angebaut, der von einem Sack Aussaat ungefähr 15—17 Sack Ernte ergibt. Der schwärzliche, tiefgründige Boden ist ausgezeichnet. Wenn einerseits seine niedrige Lage ihn als Weideland für Viehzucht in erster Linie geeignet macht, so birgt dies andererseits den großen Nachteil in sich, daß er größtenteils aus Sumpfländereien besteht, die schwer passierbar sind. Im Winter, wenn die Regengüsse herniederströmen und die Gebirgsbäche herabrauschen, befindet sich dieses ganze herrliche und fruchtbare Tal monatelang unter Wasser; jeder Verkehr ist dann gehemmt. In der Winterszeit fällt auch Schnee, oft bis zu 20 cm hoch, bleibt indessen nur 3—4 Tage liegen, da das Klima im allgemeinen milde und warm ist. Aber auch im Sommer sind, wie sich denken läßt, die Verkehrsverhältnisse innerhalb dieses von der

Natur so reichlich ausgestatteten Stückchens Erde gerade nicht die besten, und die vorhandenen Sümpfe und Moorstrecken werden dem ahnungslosen Reiter oftmals zum Verderben. Ich habe das leider selbst am eigenen Leibe erfahren müssen, trotzdem ich mir der Sicherheit halber noch einen wegekundigen Führer, der dort im „Hoyo“ wohnte und genau Bescheid wußte, gemietet hatte. Nur sehr vorsichtig und langsam konnten wir uns damals mit unserer Tropilla vorwärtsbewegen. Die aus dichtem Gras und verfilztem Wurzelwerk bestehende Moordecke bog sich bedenklich unter dem Gewicht von Roß und Reiter. Bald brach ein Pferd, bald ein Maultier durch und blieb im Sumpf stecken. Und dann bei jedem Schritt das Ungewisse, Trügerische mit der stillen Frage: Wird dieser weiche, zitternde Boden, dieses Blendwerk des Teufels auch halten? O ja, er hielt noch an dieser Stelle und schon an jener, vielleicht nur einen Schritt rechts oder links davon lauerte die bodenlose Tiefe unter grünen Gräsern und Blättern heimtückisch auf ihr Opfer. Das war kein fröhliches Reiten mehr. Man hatte das Gefühl, als ob jeden Augenblick etwas Unheimliches einem in den Nacken springen wolle, und als wir nach etwa zweistündigem Ritt auf Kreuz- und Querpfaden gleichsam in Schlangenlinien, die fast in sich selber zurückliefen, auf der anderen Seite wieder festen Grund unter den Füßen fühlten, kam mir das sonst so wunderbare Tal plötzlich wie ein bösartiger, grauenhafter Hexenkessel vor. Selbst unsere Tiere schienen guter Laune zu werden. Mein Grauschimmel hob den Kopf und wieherte, und wie auf ein verabredetes Zeichen antwortete der Rotfuchs vorn in der Tropilla und blähte die Nüstern, legte die Ohren an, schaute links und rechts und trabte dann nach einigen lustigen Sprüngen mit erhobenem Schweif den steinigen Abhang in die Höhe. Ihm folgte die ganze Tropilla, scheinbar froh, heiler Haut, nur mit nassen, schmutzigen Beinen und Bäuchen dem heimtückischen Moorland entronnen zu sein! Hoch oben im Bergland aber, etwa

685 m über dem Meeresspiegel, am Rande einer saftig-grünen Waldebene, machten wir kurze Rast. Freier und frischer wehte hier die Luft. Ich rauchte behaglich meine kurze Pfeife; der Chilene Arregada drehte sich eine Zigarette, und die Tiere weideten gemächlich im fetten Grase.

Glänzend und klar war die Sonne hochgestiegen. Vor mir tief unten lag der Talkessel, bedeckt mit einem grauen Nebelschleier, so daß er aussah wie ein Gebirgssee. Ein Windstoß fegte über die Hochfläche die Schlucht hinab, und wie ein Schauer rann es durch die Wipfel der Bäume und über die zitternden Grashalme; und unten auf dem unheimlichen Zaubersee wallte und wogte es, und bläulich weiße Wassernebel stiegen aus dem Tale auf und zerteilten sich in feine Dunstschleier, die im lichtdurchfluteten Äther zu nichts zerflatterten.

Über Steinpampas und Grasflächen bin ich dann geritten, über hohe Felsen und Klippen hinab in jähe Schluchten. Durch prächtigen Hochwald führte der Pfad hinunter zum breiten Tal des Epuyénflusses, der seine Fluten wie im Übermut über Steine und Felsen springen läßt und dann die lärmenden und tosenden zum Lago Puélo hinabschickt. Die Krümmungen und Biegungen dieses lustigen Gebirgswassers sind derartig, daß wir innerhalb einer Stunde sein Bett fünfmal passieren mußten. Auf dem Ostufer schieben sich die Bergmassen zu einem 2095 m hohen Gebirgsstock zusammen, während auf dem westlichen Ufer der Cerro Pirque mit 1870 m sich aus dem wirren Knäuel von Kuppen und Rücken und Kämmen emporhebt. Steil geht es hinauf, um jenen vorgenannten Stock herum, direkt nach Osten, dann wieder mehr und mehr südwärts über einen Sattel hinab in das liebliche Tal des Lago Mercedes, der, früher Filiquitréu genannt, 618 m über dem Meeresspiegel gelegen ist.

Von weitem schon blitzen seine Silberwellen durch das Dunkelgrün der Zypressenwaldungen hindurch. Unten aber

an seinen Ufern unter den schattigen Bäumen an senkrechter Felswand weht ein Hauch von feierlicher Stille; leise, ganz leise rauschen dazu die Wasser des Sees ihr betörendes Zauberlied, zart schwingend in eigenartigen Rhythmen. Und drüben, am anderen Ufer steht eine einsame Hütte; durch die Tür glänzt ein Feuerschein, und aus dem Dache kräuselt sich ein leichter Rauch hinauf zur beginnenden Dämmerung.



Am Lago Mercedes.

In stummer Bewunderung blicke ich von einer Anhöhe hinab auf dieses prachtvolle Bild der Ruhe und des Friedens dort vor mir. Allmählich zerrinnt das Tageslicht, und

„Schwarze Schatten sinken
Hinab, bis sie
Vom kühlen Wasser trinken.“

Ein Junge von 12—13 Jahren, mit einem mächtigen alten Filzhut auf dem Kopf und Riesensporen an den nach Luft

schnappenden Stiefeln, kommt herbei und guckt mich neugierig an.

„Guten Abend!“

„Buenas noches, señor.“

„Wer wohnt hier?“

Der Kleine antwortet etwas, aus dem ich so was ähnliches wie: „Schulz“ oder dergleichen entnehme.

„Ha, ha, wahrscheinlich ein Deutscher,“ denke ich.

„Ist dein Vater zu Hause?“

„Jawohl, señor, aber er ist krank.“

„Na, denn vamos!“

Nach wenigen Minuten begrüßte ich den kranken Besitzer in seinem Bett.

Er ist ein Deutsch-Chilene namens Schultheiß und verheiratet mit einer Chilenin. Vor ungefähr fünf Jahren ist er herübergezogen, hat erst weiter oben nordöstlich vom See sich niedergelassen und dann vor nicht langer Zeit am Gestade des Lago Mercedes selbst seine Hütte gebaut. Hier sei es nicht so windig wie dort oben, erzählte er mir; auch sei die Beaufsichtigung des Viehs hier unten nicht so schwierig wie dort. Sein Besitz erstrecke sich ungefähr auf 1 Legua = 25 Quadratkilometer Land. Angefangen habe er mit nichts, rein gar nichts. Jetzt besitze er schon mehr als 600 Stück Rinder, außerdem viele Schafe, Ziegen und mehr als hundert Schweine.

„Ich würde mir schon alles gut und ordentlich eingerichtet haben,“ so fuhr er fort, „aber ich habe noch nicht meinen Besitztitel von der argentinischen Regierung erhalten können und weiß daher nicht, ob ich hier bleiben darf. Das ist eben das große Elend für uns Ansiedler, dieses beständige Warten auf Erledigung unserer Angelegenheiten, dies ewige Schweben in Ungewißheit.“

Wir plauderten lange an jenem Abend. In einem becherartigen Blechgefäß befanden sich Stücke von Hammelfett und daraus ragte eine Art Docht hervor, fingerdick, zusammen-

gedreht aus irgendwelchen Lappen und mit geschmolzenem Fett durchtränkt. Diese primitive, auf einer alten Kiste stehende „Lampe“, die ich übrigens in jenen abgelegenen Gegenden überall angetroffen habe, verbreitete ein trübes, flackerndes Licht in dem kleinen Schlafraum. Sättel und Zaumzeug, Lassos und Stricke und Riemen liegen in einer Ecke oder hängen an den kahlen, niedrigen Wänden. Mitten in dem zweiten, größeren Raum der Hütte, der als Küche, Wohn- und Eßzimmer dient, knistert ein Feuer am Boden.

Der freundliche Gastwirt liegt im Bett und ich sitze langgestiefelt und gespornt auf einem mit Schaffellen bedeckten alten Sattel und mir gegenüber nahe der „Lampe“ hat sich die Frau des Hauses auf einem Schemel niedergelassen. Pechschwarz ist ihr Haar und dunkelbraun sind ihre Augen. Die Gesichtszüge tragen noch heute den unverkennbaren Stempel einstiger Schönheit. Die Frau spinnt — spinnt mit der einfachen Spindel die weiche Schafwolle zu feinen Fäden, von denen sie später Strümpfe und Jacken strickt für ihren Mann und ihren kleinen Jungen. Denn im Winter sei es kalt und da müsse man sich warm anziehen, namentlich wenn die wilden Stürme von den vereisten Kordilleren über das Land daherbrausen. Und dann erzählte sie von ihren Schafen und Ziegenherden, und wie jedes Tier sie kenne und auf ihren Zuruf angelaufen käme. Und wie schönes Gemüse sie hier bauen könnten und daß sie letzthin sogar in ihrem Garten Kümmel geerntet haben. Und daß der Weizen hier sehr gut gedeihe. Nur sei die Entfernung nach der Mühle in Bolson so groß und der Weg sei so schwierig. Insbesondere im Winter sei das sehr beschwerlich.

Und inzwischen brachte der kleine Junge mit den Riesensporen dienstfertig vom Feuer her den Maté, und immer wieder erfolgte ein neuer Aufguß. Unermüdlich hüpften die gelbrötlichen Lichter vom flackernden Feuer an den Wänden entlang, spielend, sich haschend wie in ausgelassener Freude über das stille, zufriedene Glück in ärmlicher Hütte hier weit, weit

fort vom großen Weltengetriebe. Wir schwatzten und erzählten und plauderten, ohne zu wissen, daß es inzwischen schon recht spät geworden war. Ich entbot darauf meinen Wirtsleuten eine „gute Nacht“, ging in den Küchenraum und streckte mich neben dem Feuer auf mein Lager, d. h. ich wickelte mich in meinen Poncho, legte mich auf ein Schaffell, das auf der Erde ausgebreitet war und schob den Sattel unter den Kopf. Allmählich verglimmte das Feuer; knisternd unter etlichen Funken zersprang ein Ast, und dann wurde es dunkel und still. Nur draußen rauschte es unablässig in den Wipfeln der Buchen und Zypressen; zuweilen drang von fern her das dumpfe Brummen eines Rindes zu mir herüber. Durch die halboffene Holztür, durch Löcher im Dach und in den Lehmwänden schimmerte es hell, und mondlichtbeflutet, märchenblau verdämmerte die Nacht.

V.

Vom Lago Mercedes nach Cholíla. Mariláo. Am Rio Percey.

Südlich vom Lago Mercedes nimmt die Gegend immer mehr gebirgigen Charakter an. Eine sattelartige Vertiefung führt über mehrere Erhebungen an zerrissenen Felswänden vorbei.

Granit und quarzitischer Sandstein treten hier vielfach zutage, und zwischen hellschimmernden Steinblöcken und grobem Geröll erheben sich dunkelgrüne Waldflecke, bestehend aus Zypressen und Coihuebäumen. In dunstig blauer Weite leuchtet der zackige Kamm des Gebirgsrückens mit seinen schneebedeckten Spitzen und Kuppen. Und über der herrlichen, freien, lichten Landschaft liegt eine erhabene Ruhe, die nichts hören, nichts merken läßt von den rasenden Pulsschlägen des großen Lebens, die den Gedanken sorgsam zurückdrängt, daß Kultur und Zivilisation den Menschen zur intelligentesten, aber auch zur grausamsten Bestie gemacht haben. —

Mitten in dieser wunderbaren Alpenwelt wohnt ein Indianer namens Mariláo. An einem Bache, der in den Epuyén mündet, in ca. 320 m Meereshöhe, hat er seine einfache Hütte aufgeschlagen und führt hier das idyllische Leben eines Viehzüchters und Ackerbauern. Als ich dort unerwartet wie eine

Bombe einfiel, traf ich die ganze Familie, Urahne, Großmutter, Mutter und Kind im wahren Sinne des Wortes, bei der Arbeit. Es wurde Weizen gereinigt. Auf einem eingezäunten Platz mit festgestampfter Erde befand sich ein hoher Haufen jener goldgelben Körner. Zwei Männer nahmen abwechselnd davon mit großen Schaufeln ein gewisses Quantum heraus und warfen es hoch in die Luft. Der Wind blies dann die leichtere Spreu hinweg, während die schwereren Körner zu Boden fielen. Hier saßen die Weiber und Kinder und kehrten den so gereinigten Weizen zu einem andern Haufen zusammen. Mit Interesse betrachtete ich eine Zeitlang die Arbeit und Menschen; dann hatte mich eines der braunen Kinder erblickt, kroch schreiend hinter eine große, üppig gebaute Frau, die ein rotes Tuch fest um den Kopf geschlungen hatte, um ihr schwarzes Haar vor Staub und Spreu zu schützen, und schaute ängstlich zu mir herüber. Das dunkle Gesicht der Mutter wandte sich zu mir. Zwei große, blitzende Augen sahen mich fragend, fast vorwurfsvoll an; dann ging ein Flüstern durch die kleine Versammlung; scheue Blicke flogen zu mir. Die Arbeit wurde wie mit einem Schlage abgebrochen. Die Kleinen drückten sich hinter die Großen und diese drehten mir den Rücken zu, ließen mich also verachtungsvoll ihre Rücksicht genießen, die nun keineswegs danach angetan war, mir etwas des Interessanten zu bieten.

Ich war zerknirscht. Da erschien wie ein rettender Engel das Familienoberhaupt Mariláo, begrüßte mich freundlich und lud mich zu einer kurzen Rast in seine bescheidene Hütte ein. Dort saßen wir auf Fellen und Decken und selbstgefertigten Ponchos am nie verglimmenden Feuer, dessen Rauch mir die Augen beizte, daß sie tränten, mir den Atem raubte, daß ich fortgesetzt husten mußte. Denn Schornsteine gibt es da nicht. Rauch und Qualm suchen sich ihren Weg nach Belieben durch das Dach oder eine zufällig vorhandene Öffnung der Seitenwände oder bleiben auch gern im Innern der Hütte, wenn Wind

und Witterungsverhältnisse einen Abzug nach draußen nicht gestatten. Bald erschien die Frau des Hauses, eben jene mit dem roten Kopftuch, unter dem zwei rabenschwarze, lange Flechten über die Schultern herabfielen. Das bräunliche Ge-



Indianermädchen. Tochter von Mariláo.

sicht konnte schön genannt werden; Mund und Kinn waren wohlgeformt, und die leicht gebogene Nase äußerst fein geschnitten. In den Ohren hing Silbergeschmeide von auffallender Größe und in Gestalt viereckiger Platten; das faltenreiche, weite Gewand war am Halse mit silbernen Ketten und Spangen

zusammengehalten. Was meine Aufmerksamkeit am meisten fesselte, das waren die tadellos weißen Zähne hinter den frischen Lippen und die außergewöhnlich kleinen, in der Tat schön gebildeten Hände. Stolz, erhobenen Hauptes trat dies dunkle Weib herein; ein forschender Blick aus ihren großen, schwarzen Augen musterte mich von oben bis unten, dann senkten sich die schwarzen Wimpern und ein leise gesprochenes „Buenos dias" tönte zu mir herüber. Darauf reichte sie mir den Maté, nickte ihrem Manne zu und verließ schweigsam in stolzer Haltung den Raum. — — —

Mariláo ließ es sich nicht nehmen, mich, der ich des Weges unkundig war, trotz meines Führers, bis nach Cholíla zu begleiten. Dies war mein nächstes Reiseziel. Es gäbe da schwierige Stellen und Sümpfe, die sehr gefährlich seien, und er könne daher nicht dulden, daß ich allein reite; er wolle mitkommen — so ungefähr setzte er mir seine Beweggründe auseinander. Na, in Gottes Namen! mir konnte das Anerbieten ja nur angenehm sein.

So stiegen wir denn in den Sattel und schlängelten uns am linken Ufer des vorerwähnten Baches einen ziemlich steilen Bergabhang hinauf, bis wir nach vielen und scharfen Windungen zu einem mächtigen Hochplateau gelangten, das 700 bis 730 m über dem Meeresspiegel gelegen ist. Der hochstämmige Baumwuchs verschwindet allmählich; nur niedriges Gestrüpp zieht sich am Fuß und an den Hängen der Bergzüge hin, die eine gewaltige, mit hohem Gras bestandene Pampa einschließen. Der größte Teil — und zwar der beste — dieses außerordentlich fruchtbaren Weidelandes gehört, wie das ja so im allgemeinen Gebrauch ist, Nordamerikanern und Engländern. Von Deutschen, wie gebräuchlich, keine Spur! Mehr als 16 Leguas, also ungefähr 400 Quadratkilometer befinden sich in Händen einer englischen Gesellschaft, die hier Rindviehzucht betreibt und eine große „Estanzia" besitzen soll. Die Herren leben in London und verzehren dort gemächlich ihr Einkommen aus

jener sog. „großen Estanzia“, die in Wirklichkeit aus zwei erbärmlichen Hütten besteht und von ganzen drei Personen (Knecht, Aufseher) bewohnt wird.

Im Trab und Galopp fegen wir mit unserer Tropilla über die grüne Ebene dahin. Üppiges Gras überall, soweit das Auge reicht; hier und da einige Rinder; zur Abwechslung dann wieder ein einzelner, moosbedeckter Granitblock, hinter dem ein dicht belaubter Strauch hervorgesprossen ist. Einige Geier kreisen in der klaren Luft; vielleicht liegt dort unter ihnen ein verendetes Kalb. Sonst aber alles leer, unbewohnt. Vergebens spähe ich nach einem menschlichen Lebewesen auf diesen weiten Gefilden, die so sonnig und so farbenprächtig zu dem flimmernden Himmel hinaufzuträumen scheinen. Fünf Stunden waren wir geritten. Wir haben noch ein breites, sumpfiges Tiefland zu passieren und halten dann vor dem Hause des Polizeikommisars Bonanséo, das hart am Rande des lieblichen Cholílatales auf einer terrassenförmigen Abplattung der jenseitigen Berglehne, ca. 580 m über dem Meeresspiegel liegend, erbaut ist.

Was ich schon früher von Bolson bzw. dem „Valle nuevo“ sagte, gilt auch für Cholíla. Auch hier sind die natürlichen Vorbedingungen vorhanden, die in nicht langer Zeit auf diesem fruchtbaren Boden die Erstehung eines wirtschaftlichen Zentrums begünstigen werden. Außer Viehzucht wird der Anbau von Weizen mit Erfolg betrieben. Einer der wenigen Bewohner, ein Österreicher namens Zeltmann, hat auch mit Hafer vorzügliche Resultate erzielt, und die Gemüsezucht in allen ihren Arten ist allgemein, natürlich auch nur in dem Maße, wie es der eigene Hausbedarf erfordert. Auch hier besteht die Bevölkerung aus Chilenen; nur drei Familien machen eine Ausnahme, zwei argentinische und die des obengenannten Österreichers. Die einzelnen Wohnungen, die durchweg den Eindruck hübscher Bauernhöfe machen, liegen weit auseinander, meistens am Rande des Talbodens, dort wo er an den felsigen Fuß des Gebirges stößt und in leichten Wellungen oder Fal-

tungen sich nach aufwärts krümmt. Denn weiter unten, wo der Cholílafluß mit seinen Bächen nach Südwesten zum Lago Rivadavia strömt, ist das Land sumpfig und zum größten Teil, insbesondere im Winter, unpassierbar. Man könnte es dort mit einer großen, sumpfigen Wiese vergleichen, die mit ihren saftigen Gräsern, namentlich dem sog. „pasto de mallin" und den verschiedenen Schilfarten zur Viehzucht wie geschaffen erscheint. Während man sich bisher um die Verwertung des Wiesengrases herzlich wenig kümmerte und die Natur schalten und walten ließ, wie es dem lieben Herrgott gefiel, hat man jetzt damit begonnen, das hohe, kräftige und saftige Mallingras zu schneiden und als Heu für die Wintermonate in großen Schuppen aufzubewahren. Denn wie es scheint, sind die Monate Mai, Juni, Juli, August und teilweise September sehr regenreich und auch verhältnismäßig kalt. Im vorigen Jahr (1904) z. B. betrug der Regenfall

im Mai	90,0	mm
„ Juni	182,5	„
„ Juli	223,1	„
„ August	79,4	„
„ September	113,7	„

Die Durchschnittstemperatur der einzelnen Monate ergab für

Januar 1904	20,21°	Celsius
Februar	16,28°	„
März	12,74°	„
April	9,86°	;,
Mai	7,04°	„
Juni	5,40°	„
Juli	2,63°	„
August	4,22°	„
September	6,23°	„
Oktober	8,30°	„
November	11,66°	„
Dezember	15,39°	„

Dabei wurde ein Maximum gemessen von:

29,9° Celsius im Dezember
34,8° „ „ Januar
32,6° „ „ Februar

und ein Minimum von:

— 6,9° Celsius im Mai
— 7,0° „ „ Juni
— 11,5° „ „ Juli
— 5,6° „ „ August

Während meiner Anwesenheit in Cholíla, also im Monat März 1905, betrug die mittlere Monatstemperatur 13,64° C. mit einem Maximum von 28,3 und einem Minimum von — 6,0° C. Die Regenhöhe war in demselben Monat, d. h. März, 49,0 mm. Aus allem wird ersichtlich, daß hier ein völlig europäisches Klima herrscht, nicht mit erschlaffender Hitze, sondern mit einer mäßig warmen und erträglichen Sommertemperatur und einem Winter von gesunder, erfrischender Kälte. Auch sonst erinnert das ganze Aussehen dieser Gegend an ein schönes Hochtal der Alpen.

Als ich am nächsten Tage hoch oben auf dem ersten Absatz des östlichen Grenzgebirges stand, etwa 775 m über dem Meeresspiegel, erschloß sich meinem Blick die herrlichste Alpenlandschaft in all ihrer Schönheit. Vor mir glänzten und glitzerten aus bläulicher Niederung, teilweise versteckt hinter vorgedrängten Hügeln und Bergreihen, die Spiegel der Laguna Mosquitos und des Lago Lezana, und weiter nach Westen öffnete sich zwischen aufgetürmten Felsenbergen das breite Tal zu einer grandiosen Fernsicht auf den Lago Cholíla. Wie ein kurzer, schmaler Silberstreifen erscheint er in dem feinen, duftigen Nebeldunst, der sich wie ein zarter Zauberschleier auf das 530 m hoch liegende Gebirgstal gebreitet hat; und ringsherum haben sich die gewaltigen Schnee- und Eisriesen gruppiert, wie die schweigsamen ernsten Hüter eines verborgenen Kleinods. Von den drei weißen Zacken des 2600

Meter hohen Tres Picos flimmert es herab, und in tausenden von Lichtpunkten strahlt es hernieder auf diese zitternde, reine Atmosphäre, mit der die Natur die Werke der Ewigkeit umgeben hat.

Hinter mir aber steigt in jähen Absätzen ein Gebirge empor; die Lelejkette, deren einzelne Kuppen sich bis zu 2100 m in die Höhe recken, und die an ihrer schroffen Ostseite das Quell-



Im Cholílatal.

gebiet der vielen Zuflüsse des Chubutstromes birgt. In einem Bogen von Nordosten nach Südwesten zieht sich das wild zerrissene Gebirge bis zum Cerro Rivadavia am gleichnamigen See, nachdem es drei fast parallel miteinander laufende Höhenzüge abgezweigt und nach Süden entsandt hat. Große Längstäler sind hierdurch gebildet, und hauptsächlich in diesen liegt die Kolonie „16de Octubre“.

Einen schwindelnden Berghang keuchten unsere Tiere hinan, ehe wir einen zweiten Absatz auf der Westseite der Lelejkette erreichten. Die Flächenbildungen bei diesem terrassenförmigen Aufbau des Gebirges sind gewaltig. Überall auf jenen pampaähnlichen Ebenen sprießen die Coiróngräser zwischen dem gelbbraunen Steingeröll hervor; Nirre (Nothofagus antarctica) und dornige Calafátebüsche (Berberis buxifolia), Micháisträucher mit langen Dornen und schlehenartigen, schwarzblauen Früchten kriechen in Schluchten und Senkungen hinein und verlieren sich höher hinauf im Hochwald. Wie einzelne vorgeschobene Posten erscheinen die Waldflecke bei etwa 800 m über dem Meeresspiegel. Der Nirrestrauch zeigt hier schon kräftigeren und höheren Wuchs, und bald wölbt sich über mir ein grünes Laubdach, und ich reite zwischen hochstämmigen Bäumen dahin. Hauptsächlich sind es Buchenarten, die hier wachsen, namentlich sog. Lingue (Nothofagus pumilio), die eine Höhe von 20—30 m erreichen.

Schwieriger wird der Pfad, und höher und immer höher steigen wir; die Maultiere vorn, denn sie sind die geschicktesten Pfadfinder namentlich im Gebirgsterrain, dann die Pferde, eins hinter dem anderen, vorsichtig tastend an gähnenden Abgründen vorbei; darauf folgt mein Chilene Arregada und zuletzt ich. Polternd stürzt ein Felsstück in die Tiefe, das sich unter den Hufen eines Tieres gelöst hat. Erschreckt spitzt letzteres die Ohren, schielt aufmerksam zur Seite, schlägt dann wie beruhigt mit dem Schweif seine Flanken und keucht langsam weiter. Der Boden ist hier streckenweise mit grobkörnigem, gelbem Sand bedeckt, während weiter oben an den Gipfeln sandiges Gestein von greller, rötlichgelber Farbe zutage tritt. Schichten von schiefrigem Ton und Lehm sind darin enthalten, gemischt mit Konglomeraten, in denen sich eingebettete Quarzite und Granitstücke vorfinden.

Wir haben hier eine Höhe von 1105 m erklommen. Eine schmale, jochartige Vertiefung führt zwischen zwei Kuppen hin-

durch. Eine Zeitlang geht es abwärts über eine baumlose Sandfläche, dann aber durch Gestrüpp in den Hochwald hinein und einen fast kegelförmigen Berg hinauf, der mit Steilabfällen versehen ist. Tief unten in dunkelblauer Kluft schimmern gespensterhaft bleiche Baumstämme und Steinblöcke, und jenseits an den Hängen sind abgestorbene Waldungen wie in grauweißen Flächen hingebreitet. Des Feuers Macht hat hier gewütet. Aus duftigen, grünen Wäldern hat es zerstörend ein ödes, trauriges Totenfeld geschaffen, auf dem tausend und tausende von halbverkohlten Baumstämmen und Ästen wie weiße Riesengerippe in der Sonne bleichen.

Nach etwa dreistündigem Ritt haben wir endlich den höchsten Kamm erreicht. Unter schattigem Laubdach wird eine kurze Rast gemacht. Ich messe hier um 12 Uhr mittags eine Temperatur von 25° C. und berechne nach dem Barometer eine Höhe von 1225,0 m über dem Meeresspiegel. — — —

Mit vieler Mühe und Not hatten wir endlich unsere Tiere, die sich heute besonders widerwillig zeigten, eingefangen, die Pferde gesattelt und die Maultiere bepackt, und senkten uns jetzt langsam auf stark gewundenem Pfade — wenn man überhaupt von einem solchen sprechen kann — auf der Südostseite des Gebirgs hinab. In südlicher Richtung ritten wir, bis wir zum Quellgebiet des Rio Percey gelangten. Das Gelände ist hier sehr gebrochen; bergauf und bergab geht es im buchstäblichen Sinne des Wortes; jetzt in enger Schlucht tief unten am felsigen Flußbett, dann hoch hinauf über jäh abstürzende Steinwände an kahlen Bergflanken vorbei. Hier starren nackte Felsenmauern trostlos ins Weite; dort kauern in Ritzen und Spalten ängstlich niedrige Dornbüsche; und unten, eingeengt durch Klippen und Trümmermassen, lärmt und tost das Gebirgswasser, und sein Brausen klingt herauf zu mir wie das dumpfe Stimmengewirr eines zornigen unterirdischen Geisterheeres.

Die Vegetation wird allmählich schwächer. Zuweilen noch

erscheinen die Abhänge wie mit einem dichtgewebten Teppich bedeckt, prangend in den verschiedensten Farben, vom tiefen Dunkelgrün mit allen Abstufungen bis zum hellsten Gelb; dazwischen rostbraune Flecke, rote Streifen und Flächen mit weißen Punkten; und aus dieser natürlichen Farbenharmonie schaut grünes Moosgestein hindurch auf rötlichgelbem Sandgrunde. Dann aber nehmen die hellen sandigen Stellen mehr und mehr an Ausdehnung zu, und bald wird die ganze Gegend öde, kahl. Wie frisch aufgeschüttete Gräber ohne jeden Schmuck, so reihen sich jetzt langgestreckte nackte Hügel aneinander und türmen sich hintereinander auf, unheimlich drohend in ihrem kalkigen weißlichgrauen Totenkleid. Eine unsagbare Schwermut liegt auf dieser wildzerklüfteten, aufgewühlten Einöde; alles Leben scheint erstorben und jeder Laut verhallt wie Traumesflüstern. Ein hoher Steilabfall gebietet plötzlich Halt. Der Höhenzug endet hier in einem plateauartigen Vorsprung mit fast senkrechten Wänden, an deren Fuß der Rio Percey vorbeieilt und überschäumend vor Freude sich mit einem wilden, von Osten kommenden Gebirgsbach vereinigt.

Es ist gegen 6 Uhr abends. Wir machen Halt und satteln ab. Bald loht ein Feuer zum Abendhimmel auf; im kleinen Kessel brodelt das kochende Wasser für den Maté; am Spieß brät prasselnd ein Stück Hammelfleisch. Uns mundet das frugale Mahl nach dem heutigen Ritt vortrefflich. Das lange Dolchmesser, das einzige Eßinstrument, dessen man sich hier bedient, wird am Reitstiefel abgewischt und in den Gürtel gesteckt; verschiedene Matés werden geschlürft, wobei geschwatzt und geraucht wird, und dann sehen wir noch einmal nach den Tieren, die in einer Seitenschlucht ihr spärliches Futter suchen. Wir begeben uns zur Ruhe. Neben dem Feuer hat Arregada mein Nachtlager aufgeschlagen. Der Sattel dient als Kopfkissen; Satteldecke und ein Schaffell sind die Unterlage, um nicht direkt mit der Erde in Berührung zu kommen. In meinen Poncho gewickelt, lege ich mich auf dies pompöse Ruhebett und

strecke und recke behaglich meine müden Glieder. Auf der anderen Seite des verglimmenden Feuers liegt der Chilene bereits im tiefen Schlaf. Oben aber am Himmelszelt jagen phantastische Wolkengebilde dahin; in den Schluchten heult der Wind, und von unten aus den dunkel gähnenden Wassern rauscht und braust es herauf in die schauerliche Einsamkeit, und langsam und sacht „durch baumlos öde Weiten leisen Fußes geht die Nacht“.

VI.

Die Kolonie „16 de Octubre“.

Und wieder waren wir einen Tag lang geritten über kahle Hochplateaus und Graspampas, durch Moorstrecken und steinbedeckte Bergtäler, vorbei an Teichen und Seen, die belebt sind von hunderten von Wasservögeln, Reihern, Wildenten und Gänsen. Und links und rechts haben sich die Gebirgsriesen mit ihren mächtigen Leibern hingelagert und schauen finsteren Antlitzes hinauf zum blauen Äther. Und da hinten, weit im Westen, erheben die Kordilleren stolz ihre eisgekrönten Häupter mit dem weißwallenden Schneehaar und Greisenbart. Langsam steigen wir hinab ins Tal des Esguél, der, nach Vereinigung mit dem Rio Percey nach Süden fließend, in den Rio Corrintos mündet. Letzterer strömt als Rio Fetaleufú auf chilenischer Seite nach einer scharfen Windung nach Nordwest in den Yelchosee und aus diesem in den Stillen Ozean. Fruchtbar und grasreich sind die Niederungen sowohl auf der Nord-, wie auf der Südseite des Corrintos bzw. Fetaleufú; zerrissen und zerfetzt die Gebirgsmassen, die in der Hauptsache von Nord nach Süd verlaufen und nach Bildung einer Anzahl kleiner Quertäler sich bis zum Carrenleufu oder Corcovádo hinabschieben, wo sie, entsprechend dem gebogenen Lauf des Flusses, nach Südwest und Südost auseinanderweichen.

Die höchsten Erhebungen auf diesen Höhenzügen sind der Cerro Nahuelpán mit 2145 m über dem Meeresspiegel, der Langleyberg mit 1930 m und ihm gegenüber in westlicher Rich-

tung der Cerro Situacion und Asuncion mit ca. 1800 m; ferner weiter südlich der Cerro Conico mit 2260 m und Cerro Greda mit 2000 m.

Die zwischen den Bergzügen liegenden Täler sind besiedelt, und schon am Esguélbache befinden wir uns in dem Gebiet der Kolonie mit dem merkwürdigen Namen „16 de Octubre“. Ihre Flächenausdehnung beläuft sich auf ca. 50 Le-



Am Fetaleufú.

guas, d. h. 1250 Quadratkilometer. Bei der Vermessung der einzelnen Lose, die je eine Legua = 25 Quadratkilometer betragen, ist möglichst der Terraingestaltung Rechnung getragen worden; man hat hier von dem Unkenntnis und Faulheit verratenden System Abstand genommen, das nur einfach Quadrate und Linien auf dem Papier ziehen will, wie das kürzlich noch bei anderer Gelegenheit ein Herr allen Ernstes in seiner Bureaukratenweisheit als einfachste und praktischste Methode durch-

geführt wissen wollte. In der Kolonie „16 de Octubre“ sind somit nur die wirklich brauchbaren Ländereien, also die fruchtbaren Täler, mit Ausschluß der kahlen steinigen Höhen und Kuppen, für die Besiedelung herangezogen.

Der Boden besteht im allgemeinen aus schwärzlicher Humuserde, die auf Schichten von Sand und sandigem, tonhaltigem Lehm aufgelagert ist. Vielfach liegt auf dem Humus eine Decke von Geröll, bestehend aus quarzitischem Sandstein, zersetztem Feldspat und den Verwitterungsprodukten verschiedener Eruptivgesteine. Porphyrmassen treten vielfach zutage. Stellenweise findet sich auch Lavaasche vor, die indessen, nach eingezogener Erkundigung, erst seit 11 bis 12 Jahren beobachtet worden ist. Vor 12 Jahren fand in Chile der Ausbruch des Calbucovulkans statt, der in der Luftlinie nur etwa 200 km von hier in nordwestlicher Richtung entfernt ist, und da dürfte es wahrscheinlich sein, daß die Nordwestwinde jene Lava hierher geführt haben.

Infolge der günstigen Bodenbeschaffenheit ist diese Kolonie nicht nur für Viehzucht, sondern auch für Ackerbau geeignet. Bei den mangelhaften Verkehrsverhältnissen und den fehlenden Kommunikationsmitteln — die Entfernung bis nach Rawson an der Ostküste beträgt 650 km — herrscht natürlich Viehzucht vor; Ackerwirtschaft beschränkt sich fast allein auf den Anbau von Weizen für den eigenen Bedarf. Das gleiche gilt von der Gemüsezucht.

Früchte, Äpfel, Pfirsiche u. a. gedeihen gut; indessen beschäftigen sich die Leute mit derartigen Kulturen aus oben genanntem Grunde wenig oder gar nicht.

Vor Jahren hatten Indianer vom Tehuelchenstamm, die mit den Ansiedelungen an der Küste und an der Mündung des Chubutflusses Tauschhandel trieben, von dem schönen Lande im Innern am Fuß der Kordilleren, von seinem gesunden Klima und dem fruchtbaren Boden erzählt. Der damalige Gouverneur des Territoriums Chubut, Don L. J. Fontana, beschloß, eine

Forschungsexpedition nach jenen noch völlig unbekannten Gegenden zu entsenden. Am 13. Oktober 1885 brach er selbst ins Innere auf mit 30 Mann, darunter drei Deutsche, sonst meistenteils Galenseransiedler von der Küstengegend, mit 260 Pferden, mit Proviant und Gerätschaften. Nach dreimonatiger Reise erreichte er das Gebirge und kam in ein weitgedehntes Längstal, das er „Valle 16 de Octubre" benannte. Im September des darauffolgenden Jahres genehmigte die Nationalregierung den Antrag des Gouverneurs, in jenem fruchtbaren Gebiet eine Ackerbau- und Viehzuchtkolonie zu gründen und dort 50 Familien anzusiedeln. Damit war der Anfang der heutigen Ansiedelung geschaffen.

Schon im Jahre 1895 wurden dort ungefähr 150 Bewohner gezählt, von denen 104 Galenser, also Engländer waren. Heute beträgt die Einwohnerzahl etwa 45 bis 50 Familien mit mehr als 300 Köpfen. Der vorhandene Viehbestand setzt sich zusammen aus:

46 265 Schafen,
28 000 Rindern
und 7 964 Pferden,

während der Wert der Gebäude, Ackerbaugeräte usw. auf nahezu 250 000 Mark zu veranschlagen ist.

Die Wohnungsverhältnisse sind im allgemeinen als gut zu bezeichnen. Da gibt es keine elenden Hütten und ärmlichen Unterschlupfe mehr ohne Fenster, ohne Ofen und ohne jede andere Bequemlichkeit. Das sind hier durchweg solid konstruierte Bauernhäuser, in denen die von jenseits des Kanals mitgebrachte englische Gemütlichkeit, gepaart mit ländlicher Einfachheit, ihr Heim aufgeschlagen hat. Hier zum erstenmal wieder auf meinen Reisen im Innern Argentiniens bzw. Patagoniens sah ich, daß die Häuser Schornsteine besitzen. Hier zum erstenmal bemerkte ich, daß Vorkehrungen gegen die kalte Jahreszeit getroffen waren, daß die Wohnräume Heizvorrichtungen in Gestalt mächtiger Kamine besaßen, deren

knisterndes Feuer im Winter eine behagliche Wärme verbreitet. Himmel, was habe ich da sonst oft gesehen und leider darunter ausstehen müssen, namentlich später in den Wintermonaten, wenn ich in den sogenannten Wohnungen eines Argentiners oder Chilenen auf feuchtem Erdboden bei zerrissenem Dach und durchlöcherten, halbzerfallenen Lehmwänden, am armseligen Feuer mitten im einzigen Raum hockend, meinen halb



Im Tal „16 de Octubre".

erfrorenen Körper wärmen wollte! Und während meine Vorderfront halbwegs warm wurde, blieb der Rücken eisig kalt. Dann mußte ich mich umdrehen, um nun auch der werten Rückseite etwas Wärme zukommen zu lassen. Und so dauerte das fort, und dabei pfiff der kalte Wind durch alle Fugen und Löcher des „Gebäudes", und wenn es regnete, leckte das Naß vom Dach herab oder drang unterhalb der Wände herein und bildete kleine Pfützen und Lachen, die sich nur

zu bald in schlammigen Brei verwandelten. Nichts, rein gar nichts von dem, was ein Heim angenehm machen könnte. Dieser Sinn scheint der südamerikanischen Bevölkerung im allgemeinen zu fehlen; ich habe das sowohl hier in Argentinien, wie auch in Brasilien und Paraguay beobachtet. Vielleicht liegt diese auffallende Erscheinung in den Eigentümlichkeiten der romanischen Rasse begründet. Bei Angehörigen der germanischen Rasse, wie z. B. bei den Bewohnern Südafrikas, den Buren, Holländern, Engländern und Deutschen, habe ich eine solche geringe Sorgfalt für die Einrichtung des eigenen Heims niemals oder doch nur selten angetroffen. Bei den galensischen Kolonisten von „16 de Octubre" war es dasselbe; sie haben hier treu den alten Sitten und ungeachtet der verschiedengearteten Umgebung ihr altes „home, sweet home" importiert und nach aller Möglichkeit beibehalten.

Die Wohnungen sind meistens aus Stein gebaut, indessen gibt es auch Gebäude aus Holz, aus Bohlen und Brettern, und, wenn man vom Norden in das Gebiet der Kolonie hineinreitet, trifft man rechts am Wege auch einige Blockhäuser von recht gefälligem Aussehen. Gedielte Fußböden, Fenster mit Glasscheiben, Kamine und Schornsteine bilden das unterscheidende Merkmal gegenüber den Wohnungen anderer Niederlassungen im Innern Chubuts. Viel tragen ja auch die hier schon geregelten Besitzverhältnisse dazu bei, mehr und mehr auf die Verbesserung der häuslichen Einrichtungen das Augenmerk zu richten und vom Unentbehrlichen, Allernotwendigsten zum Angenehmen und Gefälligen überzugehen. Zum Schönen bleibt dabei noch immer ein gewaltiger Schritt. Dort aber, wo diese Besitzverhältnisse aus irgendwelchen Gründen noch unsicher sind, oder die Leute nomadisierend umherziehen, genügt den Bedürfnissen die primitivste Hütte, die ohne große Kosten und Arbeit schnell errichtet und ohne Verlust und Schaden ebenso leicht verlassen werden kann.

Das Klima der Kolonie „16 de Octubre" ist gemäßigt.

Die mittlere Jahrestemperatur für 1904 z. B. betrug 10,6 ^{0} C. und stellte sich für die einzelnen Monate wie folgt:

Januar	19,14^0 Celsius
Februar	16,48^0 „
März	13,29^0 „
April	11,11^0 „
Mai	8,31^0 „
Juni	5,61^0 „
Juli	3,21^0 „
August	5,08^0 „
September	6,79^0 „
Oktober	9,29^0 „
November	11,66^0 „
Dezember	17,08^0 „

Die wärmsten Monate waren:

Dezember	mit	30,0^0 Celsius
Januar	„	36,7^0 „
Februar	„	31,4^0 „
März	„	25,6^0 „

Die niedrigste Temperatur zeigten die Monate:

Juni	mit	— 5,1^0 Celsius
Juli	„	— 10,6^0 „
und August	„	— 4,9^0 „

Im Jahre 1902 wurde im Juli sogar eine Minimaltemperatur von — 13,5^0 C. und im August eine solche von — 12,8^0 Celsius gemessen.

Die jährlichen Durchschnittsregenmengen für 1904 betrugen 50,1 mm. Die regenreichsten Monate waren:

Mai	mit	88,4 mm
Juni	„	137,8 „
Juli	„	175,9 „

während Januar und Februar die regenärmsten zu sein scheinen.

In der Zeitperiode von 1897 bis inkl. 1905 zeigte der Monat Januar in den Jahren 1897, 1901, 1902, 1903 und 1905 sogar vollständige Trockenheit. Februar tat das gleiche 1903 und 1905, dagegen der Monat Dezember im Jahre 1900, 1901 und 1902.

Die Höhenlage des großen Längstales wechselt von 400 bis 600 m über dem Meeresspiegel.



Umgebung des Tales „16 de Octubre".

In letzter Zeit haben sich die Ansiedler mehr und mehr der Viehzucht zugewandt, so daß der Ackerbau, der sich ja ohnehin eines geringen Umfangs erfreute, sehr zurückgegangen ist. Schuld daran sind die schlechten Verkehrsverhältnisse und der dadurch bedingte Mangel an Absatzgelegenheit. Außerdem aber haben die Heuschrecken das ihrige dazu beigetragen. Vor 5 Jahren traten nämlich in der Kolonie Heuschrecken auf, und zwar die ohne Flügel, die sog. „voetgangers" Süd-

afrikas. Anstatt sofort diese Tiere zu vertilgen, was damals ein leichtes gewesen wäre, legte man der Sache keine Bedeutung bei, betete fleißig zum lieben Herrgott, damit er Unheil abwenden möge, und lebte sorglos weiter. So haben sich denn im Laufe der Zeit diese ewig hungrigen, gefräßigen Geradflügler ins Ungemessene vermehren können und sind heut tatsächlich zu einer Plage geworden, aber auch nur einzig und allein in diesem Teil des Chubutterritoriums. Unter solchen Umständen ist es erklärlich, daß augenblicklich nur noch ein Besitzer, der wegen seiner Gastfreiheit bekannte Don Martin Underwood sich neben Viehzucht auch etwas mehr mit Ackerbau beschäftigt und fast allein soviel Weizen anbaut, wie alle übrigen Ansiedler zusammen.

Im Gegensatz zu den vorerwähnten Mängeln und Schwierigkeiten in betreff der Landwirtschaft und des Absatzes ihrer Produkte wird die Viehzucht begünstigt durch die Lage der Kolonie nahe der chilenischen Grenze, insofern als Chile das natürliche Absatzgebiet für Vieh bildet und der Transport des letzteren dorthin sich verhältnismäßig einfach bewerkstelligen läßt. Solange — und das gilt nicht nur von der Kolonie „16 de Octubre", sondern allgemein von allen Ansiedelungen am Fuße des Kordillerengebirges und seiner fruchtbaren Täler — solange der Bevölkerung im Innern der Zutritt zur Ostküste nicht erleichtert wird, m u ß sie in Handel und Verkehr nach dem angrenzenden Nachbar Chile inklinieren. Es ist dies eine Frage von wirtschaftlich-politischer Wichtigkeit, der man hierzulande wohl etwas mehr Bedeutung zumessen sollte, als es heute der Fall ist. Je länger mit einer Verbindung, gleichviel, ob Eisenbahn oder sonst etwas, nach der argentinischen Ostküste gezögert wird, desto größer muß sich die Abhängigkeit vom chilenischen Kapital gestalten, die schließlich mehr oder weniger eine gewisse Tributpflicht im Gefolge haben wird. — —

Mister Underwood hatte in seiner Liebenswürdigkeit noch am Abend meiner Ankunft einen Boten zum Friedensrichter

und zum stellvertretenden Polizeikommissar gesandt, um diese beiden Herren von meiner Anwesenheit in Kenntnis zu setzen. Am folgenden Morgen erschienen in aller Frühe die Gestrengen in Begleitung zweier Soldaten. Ich hörte gerade einem belehrenden Vortrag meines Gastfreundes über Viehzucht und Heuschrecken aufmerksam zu, als sich in meiner Nähe die zwei Polizeisoldaten aufpflanzten und mich scharf beäugten. Zu gleicher Zeit flüsterten Kommissar und Friedensrichter einige Worte mit Mister Underwood, wobei sie geheimnisvolle Seitenblicke nach mir warfen. Ich verstand so etwas wie „gringo, Fremder“ und dgl., konnte mir aber den ganzen Zusammenhang nicht recht erklären, bis Underwood in ein so unbändiges Gelächter ausbrach, daß er sich den Bauch halten mußte. Die beiden anderen Herren lächelten auch, indessen etwas sauersüß verlegen, als ob sie auf einer Dummheit ertappt seien.

„Hören Sie, Doktor, Sie sollten soeben festgenommen werden,“ lachte mir Underwood zu, während ihm die Heiterkeitstränen über die Backen liefen; er strich sich seinen roten Schnurrbart und guckte schalkhaft einmal zu mir, dann zu den anderen hinüber. „Sie sollten arretiert werden — von diesen beiden Herren. — Ich werde sie sogleich mit Ihnen bekannt machen — dann geht es vielleicht besser. So — und nun kommen Sie; das ist einen Trunk Whisky wert. Kommen Sie herein,“ rief er lachend.

Und die gestrengen Herren des Gesetzes mit ihren noch strengeren Amtsmienen lachten ebenfalls, und ich lachte auch, trotzdem ich immer noch nicht wußte, um was es sich eigentlich handelt. Allmählich erst wurde ich von dem komischen Zusammenhang der Dinge unterrichtet. Gestern Abend war der bewußte Bote zum Kommissar geritten und hatte gemeldet, daß soeben bei Underwood ein Fremder angekommen sei. Da habe sich denn ungefähr folgendes Gespräch entsponnen:

„Der Mann ist ein Gringo und streift überall im Lande umher, schon seit einem Jahre.“

„Hast du ihn gesehen?“

„Ja!“

„Wie sieht er aus? Verdächtig?“

„Jawohl, wie ein Landstreicher und Gaucho. Er hat ein ganz braunes Gesicht und blonden Schnurrbart, er trägt eine Brille, jedenfalls um nicht erkannt zu werden. Dann trägt er einen großen, grauen Hut und hat ganz lange Reitstiefel, wie es scheint, aus rohem Hirschleder.“

„Sieht er bös aus?“

„Ja, Herr, wild und grimmig. Und einen Revolver hat er umgeschnallt unter seinem Rock. Das habe ich selbst gesehen. Als ich ihn so beobachtete, muß er das wohl bemerkt haben. Denn da hat er mich mit einem Male scharf angeschaut, von oben bis unten, aber auch so, daß es mir heiß über den Rücken gelaufen ist; und da hab ich's mit der Angst bekommen und habe mich sacht fortgeschlichen. Ja, noch eins, der Mann hat auch sofort, als er vom Pferde gestiegen ist, seine Uhr aus der Tasche gezogen und dann in ein kleines Buch etwas hineingeschrieben. Dabei hat er sich nach allen Richtungen hin gedreht und nach den Bergen hinaufgeguckt.“

„So, so! Also gefährlich! Hm, hm! Da müssen wir doch sehr vorsichtig sein, sehr vorsichtig. Warte! Sag doch dem Gonzalez, daß er sofort ein Pferd satteln soll. Wir wollen zusammen zum Friedensrichter hinüberreiten.“

Nach einigen Minuten galoppierten Polizeikommissar und Bote querfeldein zum Haus des Friedensrichters.

Dort wurde wichtiger Kriegsrat gehalten und beschlossen, in Anbetracht der gefährlichen, sehr verdächtigen Person, die sich momentan bei Don Martin Underwood aufhielt, alle nur möglichen Vorsichtsmaßregeln zu treffen. Denn so ein Kerl, der seit Jahren ziel- und zwecklos im Lande herumstreift und Revolver und Gott weiß was noch bei sich führt, sei zu allem fähig; den müsse man unschädlich machen. Mindestens zwei Polizeisoldaten, in voller Ausrüstung, mit Säbel und Karabiner

müßten morgen dorthin geschickt werden und, da die Sache sehr wichtig sei, — denn sonst hätte Freund Underwood doch nicht den Eilboten gesandt, — wollten beide, Friedensrichter und Kommissar als Vertreter der Regierungsgewalt und als pflichtgetreue Hüter von Gesetz und Ordnung persönlich die Verhaftung vornehmen.

Und so erschien denn am frühen Morgen die bewaffnete Macht, gerüstet, diensteifrig, um mich, den Landstreicher und verdächtigen Gaucho, zu arretieren, infolge der durch den Boten verkehrt ausgerichteten Bestellung. Das lustige Mißverständnis wurde natürlich bald gelöst. Noch lange plauderten wir. Draußen standen die Pferde gesattelt, und die Tropilla war bereit zum Aufbruch.

„Adios, cabelleros, hasta la vista!“

Wir schüttelten uns die Hände, und ich trabte von dannen nach Osten zu, das Tal des Corrintosflusses hinauf.

VII.

Rio Corrintos. Im Teckatal.

Über sein steiniges Bett braust der Rio Corrintos durch eine Felsenlandschaft dahin, die durch ihre groteske, wilde Schönheit das Auge des Wanderers fesselt. Insbesondere dort, wo die wirbelnden Wassermassen sich ins Gestein des Gebirgszuges hineingenagt und allmählich ein gewaltiges Durchgangstor geschaffen haben, sind malerische Szenerien häufig. Durch die Öffnung in den zerklüfteten Felsmassen schweift der Blick weit hinaus über die grüne Talebene, in der die einzelnen Bauernhöfe, umgeben von dunkelschattigen Sträuchern und Bäumen, scharf umrissen sich abheben; weit hinten am Horizont, wo ein zarter Schleier die Fernsicht gleichsam abschließt, ragt wie ein tief dunkelblauer Riesenwall das Schneegebirge. Die Beleuchtung dieses herrlichen Naturbildes ist eigenartig grell, die Farbengebung intensiv, markig und feucht wie die einer Alpenlandschaft nach kräftigem Gewitterregen. Segantini mit seinen hellen, weißen Wolken auf tiefblauem Himmelsgrund kam mir unwillkürlich ins Gedächtnis.

Etwa zwei Stunden ostwärts, dort, wo Señor Humphreys sich seit vielen Jahren niedergelassen hat und auf ca. 4 Leguas (= 100 Quadratkilometer) Land mit 4000 Rindern und 2000 Schafen Viehzucht betreibt, befindet sich ein zweiter Durchbruch des Corrintos, ein zweites, sehr enges Tor, kaum 15 m breit mit senkrecht aufstrebenden, fast überhängenden Felswänden. Schuttmassen, Geröll und abgestürzte Steintrümmer füllen das Flußbett an. Die Ufer sind nahezu vegetationslos, nur hier

und da schwanken im Winde einige Halme des langen Büschelgrases, und niedriges Dorngesträuch streckt schüchtern, hilflos seine dürren Zweige hinter einem Felsklotz hervor.

Schistartige Gebilde treten hier zutage; in der Hauptsache



Durchbruch des Rio Corrintos.

aber herrschen Konglomerate vor, die granitartiges Gestein, Quarzit usw. in sich schließen. Felsstücke von der Größe einer Faust bis zu 1 m Durchmesser sind da eingebettet und haben dort, wo sie vom Wasser ausgewaschen worden sind, mächtige, höhlenartige Löcher zurückgelassen, so daß das ganze stellen-

weise einem verhärteten Riesenschwamm mit großen Poren ähnelt. Diese Geröll- und Kieselablagerungen sind charakteristisch für beinahe sämtliche Flußläufe des umliegenden Gebietes. Aus dem Tal des Corrintos, das an dieser Stelle ca. 550 Meter über dem Meeresspiegel liegt, stiegen wir langsam zu einem großen, mit Steinen und spärlichem Graswuchs bedeckten Plateau hinauf. Um 10½ Uhr vormittags zeigte hier oben mein Thermometer 20⁰ C., und die Barometermessung ergab eine Höhenlage von 841 m. Unfreundlich ist der Anblick dieser von tiefen, schluchtenartigen Senkungen durchfurchten Pampa, die, erstarrten Meereswogen gleich, sich bis ins Unendliche hinzuziehen scheint. In einsamer Majestät ragt im Osten der 1420 m hohe Cerro Tecka in die stahlblaue Luft hinein. Eine silberglänzende Lagune ruht träumend zu seinen Füßen und lauscht der schmeichlerischen Weise, die der Wind leise im hohen Schilfrohr singt. Über einen nackten Sattel winden wir uns hinüber und nun steigen wir, vorbei am Cerro Caquel, langsam hinab ins grüne Tal des Teckaflusses, eines von Süden nach Norden und dann Nordosten laufenden Nebenflusses des Chubut.

Die Gegensätze berühren sich; so trocken und unfruchtbar es oben aussah, so frisch, farbenprächtig und lieblich ist der Anblick des Geländes hier unten. Zu beiden Seiten des Flusses zieht sich eine herrliche Grasebene hin, abgegrenzt von zerrissenen Bergzügen, die stellenweis bis auf 1000 m aneinanderrücken, dann aber mehr und mehr nach Norden zu auseinanderlaufen, dabei oft Strecken von 6—7 km Breite zwischen sich lassend, und sich zu einer weiten Fernsicht öffnen. Ein großer Teil dieser Talsohle, die mit fettem Weidegras bewachsen ist, zeigt sumpfigen Grund. Oftmals reicht letzterer hart an die Steilwand des Berghanges heran, so daß nur ein ganz schmaler Pfad für den Reiter übrigbleibt. Baumwuchs fehlt gänzlich, abgesehen von dem wenigen Dorngestrüpp, das die Natur mitleidig auf die Abhänge hingestreut hat.

An den Ufern setzt sich der Boden hauptsächlich aus Tonschichten zusammen, zwischen denen Sandablagerungen von dunkler, ins Bräunliche oder Blaue spielender Färbung vorkommen. Kalkhaltige Konglomerate treten in den unteren Lagen mehrfach zutage. An der Stelle, wo der Arroyo Cuche in den Tecka mündet, und weiter westwärts, nach dem wild zerklüfteten Quellgebiet des ersteren zu, enthält der Boden Kalkspat. Dort sowohl, wie auch auf dem rechten Ufer des Tecka sind Eisenkies und Kupferkies reichlich vertreten.

Die Bäche dieser Gegend sind goldhaltig. Aber nicht nur Waschgold ist vorhanden. Ungefähr 10 km mehr westwärts z. B. kommt das Edelmetall in staubförmigem Zustand fein zerteilt im quarzitischen Gestein vor. Man hat es dort dadurch gewonnen, daß man jenes Gestein zerkleinerte und dann in kleineren Gefässen oder Öfen einer hochgradigen Hitze aussetzte. Das Metall wurde hierdurch einem Schmelzungsprozeß unterworfen und in flüssigem Zustande ausgeschieden.

Vor Jahren haben hier einige Galenser zuerst Gold entdeckt; unter größter Verschwiegenheit bearbeiteten sie in primitivster Art die Fundstätte. Indessen blieben die günstigen Resultate aus; das Betriebskapital war zu gering, und die Leute waren schließlich froh, das betreffende Land an eine englische Gesellschaft für einen Spottpreis verkaufen zu können, um wenigstens etwas von dem hineingesteckten Gelde zu retten. Heute bearbeitet die genannte Gesellschaft jene Goldmine, aber auch nur in geringem Umfange, da, wie ich hörte, es vorläufig noch an Betriebskapital mangeln soll. Wie es mit dem Erzreichtum steht, bzw. ob sich eine rationelle Bearbeitung überhaupt lohnen wird, konnte ich leider nicht in Erfahrung bringen. Über solche Dinge pflegt man ja im allgemeinen nicht zu sprechen aus Angst vor Konkurrenz.

Ackerbau wird in dieser Gegend gar nicht getrieben; die wenigen Menschen, die sich im Flußtal niedergelassen haben, — es sind nur drei kleine Haushaltungen — beschäftigen sich



Estanzia östlich vom Rio Corrintos.

ausschließlich mit Viehzucht, und zwar vorwiegend mit Rindviehhaltung. Schafzucht wird weniger betrieben.

Auf einer Legua = 25 Quadratkilometer sollen ungefähr 1500 Rinder gehalten werden. Indessen läßt sich das sehr schwer bestimmen, sowohl hier, wie auch sonst in anderen Gebieten des Inneren vom Territorium Chubut, da die Ländereien keineswegs abgegrenzt bzw. mit Drahtzäunen umschlossen sind und das Vieh daher, außer auf dem eigentlichen Besitz, auch auf fremdem, unbesetztem Terrain sein Futter suchen kann. Irgendwelche statistischen Angaben dieser Art sind daher mit Vorsicht aufzunehmen.

Die graue Theorie ist eben anders als die Praxis. Fast alle Viehzüchter, Besitzer oder sog. „alten Kampleute" des Binnengebiets haben mich lächelnd über diesen dunklen Punkt einer papiernen Weisheit aufgeklärt.

„Wenn einstmals mehr Menschen hier wohnen werden, dann wird so etwas erst möglich sein," sagte mir ein alter Argentiner. „Und wenn wir dann durch eine Bahn die Materialien, wie Draht, Klammern usw. leicht hierher transportieren können, dann werden wir auch unser Land einzäunen. Vorläufig ist das nicht nötig. Und zu was auch? Ich weiß ja gar nicht mal, wo meine Grenzen eigentlich sind, und der dort drüben" — er zeigte nach einer kleinen Hütte auf dem jenseitigen Ufer — „weiß gar nicht, ob ihm der Boden überhaupt gehört. Aber wenn es ihm nicht mehr paßt, treibt er seine Rinder und Schafe nach einem anderen Weideplatz, der ihm ebensowenig gehört, und schlägt dort seinen Rancho auf. Zu was also einzäunen? Zu was die unnützen Kosten und Mühen? Herrenloses Land ist's, und geschädigt wird ja niemand." — —

VIII.

Putrachoique. Guanacos.

Inzwischen waren einige Veränderungen in meiner nächsten Umgebung eingetreten. Eines meiner Pferde hatte ich schon vor einigen Tagen bei einem Hirten zurücklassen müssen, da es wegen Krankheit und Schwäche nicht mehr marschfähig war. Als wir gestern über eine Felsenhöhe stiegen, weil das Passieren des Sumpflands wegen eines Steilabfalls unmöglich wurde, stürzte im losen Geröll ein anderes Pferd, ein Rappe, rollte dabei in die Tiefe und brach ein Bein. Ich mußte das arme Tier mit einem Revolverschuß töten, um seinen Qualen ein Ende zu machen. Außerdem war mein Führer Arregada, dessen Landeskenntnis sich nur bis zur Kolonie „16 de Octubre" erstreckte, zu seinem Rancho an den Gestaden des Nahuel Huapi zurückgekehrt, in die Arme seiner braunen Gattin, so daß ich mir einen anderen „Vaqueano" hatte anwerben müssen. Nach einigem Suchen hatte ich auch einen solchen gefunden, und zwar in der Person des Don Benito, eines braunhäutigen Menschen, dem man die Abstammung von einer Mischrasse sofort ansehen konnte, dem aber angeblich alle Wege und Stege im Lande bekannt waren. Leider schrumpfte diese letztere Eigenschaft bzw. Wissenschaft, als sie sich praktisch betätigen sollte, auf ein recht geringes Maß zusammen, und ich hatte meine liebe Not.

Der Morgen graute; wie ein geheimnisvolles Raunen und Flüstern zog es über die taunasse Grasebene am Teckaflusse,

und bläuliche, zart hingehauchte Nebelschleier stiegen aus den Wassern und dämpften leise die Farbenfrische der Natur, die in dem goldigen Lichtgeflimmer des Tagesgestirns prangte wie ein verschämtes, rosig-wonniges Mägdelein. Zwischen hohem Schilf und dunkelbraunem Röhricht glitzerten hell die Flußwellen, und im grasigen Sumpfland blinkten ruhig die Wasserspiegel der Bäche und Teiche und Lagunen. Und überall auf Schilfstengeln und Grashalmen glänzte und strahlte es von unzähligen Tautröpfchen, wie wenn eine Wasserfee in übermütiger Laune Millionen von Diamanten und Juwelen darüber ausgestreut hätte. Hunderte, ja Tausende von braunen Wildenten wärmten sich auf der glitzernden Fläche im Strahl der Morgensonne. Tausende von Wildgänsen, hier Mutarde genannt, mit schwarzbraunen Flügeln, weißer Brust und weißem Halse, hatten sich am sumpfigen Rande einer langgestreckten Lagune niedergelassen oder glitten lautlos zwischen breitblätterigen Wasserpflanzen dahin; Schwärme von Kibitzen flatterten schreiend von einer morastigen Pfütze empor. Und dazwischen stelzten langbeinige Reiher, graue und weiße, und Flamingos im zart rosafarbenen Federkleid. In den Lüften aber kreisten Geier und Habicht, scharf äugend langsam bis zur Felsenwand ziehend, um dann plötzlich auf eine ahnungslose Beute hinabzustoßen. Ein Gegluckse und Gepiepse, ein Gackern und Geschnatter und Quacken und Flöten erfüllte die neblig kühle Morgenluft auf diesen Wassern und verkündete das Erwachen des jungen Tages aus traumhaftem Nachtschlummer zu neuem Regen und Weben, den Beginn des unerschöpflichen, warm pulsierenden Lebens. O, du herrliche Gottesnatur! Wie schön, wie frei, hier draußen, fern von allem Getriebe der lärmenden, streitenden und trügerischen Welt!

In einer kleinen Talschlucht auf dem linken Ufer des Tecka hatten wir am Abend vorher unser einfaches Lager aufgeschlagen und unter freiem Himmel auf Sattel, Decke und Poncho geruht wie in Abrahams Schoß. Feierlich in ernster Pracht hatten die

Sterne droben herniedergeleuchtet auf unser langsam verglühendes Feuer, das jetzt in der dunstigen Morgenkühle bereits seit dem Frührot wieder lustig knisterte und flackerte. Dann wurde schnell der unvermeidliche Maté geschlürft, etwas Hartbrot dazu heruntergekaut und eiligst gesattelt und gepackt. Eine Viertelstunde später trabte unsere Tropilla wohlgemut zwischen Moorland und Berghängen nach Süden. Mit Behagen sog ich die herrliche, würzige Morgenluft ein und erfreute mich im stillen an dem prächtigen Landschaftsbild, das sich meinen Blicken darbot. Zwei Stunden ungefähr waren wir geritten. Da kamen wir vor einen hübschen Bauernhof. Das Haus sah nicht übel aus, sogar ein kleiner Garten war vorhanden. Kaum waren wir bemerkt, so trat ein hochgewachsener, schwarzbärtiger Mann heraus, nur bekleidet mit weißem Hemd und Hose und bewaffnet mit einem — Kamm. Mir kam dies schon etwas merkwürdig vor, doch legte ich weiter keinen Wert darauf, da ich annahm, der Mann, der sich als Spanier ausgab, sei eben bei seiner Toilette gestört worden. Höflich, fast aufdringlich wurde ich gebeten, abzusteigen und ins Haus zu treten. Ich gab nach. In dem großen, mit mächtigem Herde versehenen Raum saßen zwei andere männliche Personen; der eine, jüngere, mit freundlichem Gesicht und offenem Blick, der andere, ältere, mit wüsten, verwitterten Zügen, wirrem Haar und zerzaustem, unordentlichem Bart. Ich mußte mich neben das Herdfeuer setzen, der Spanier, der Besitzer dieses Gehöfts, nahm auf einem Schemel schräg gegenüber Platz und, wie gewöhnlich, machte der Maté die Runde. Da, heiliger Himmel, — ich sah entsetzt nach der Uhr, es war erst acht — da holte der Spanier eine mächtige Geneverflasche neben seinem Sitz hervor und bot sie mir mit zitternden Händen an. Und dann sah ich, wie nach jedem Schluck Paraguaytee dieses würdige Menschenexemplar immer einen tiefen Schluck aus der dickbäuchigen Flasche tat, und wie sein Blick immer unstäter wurde und sein gefurchtes Antlitz einen mehr und mehr

bestialischen Ausdruck annahm. Der Mann muß einst schön gewesen sein; heute bot er das Bild einer arg verwüsteten Ruine.

Er sei schon 30 Jahre im Lande, erzählte er mir, und dabei drehte und wand er seine Hände, als ob er irgend etwas vor den Augen greifen wollte. Auch in Paraguay sei er gewesen. „Jawohl, das können Sie mir gewiß glauben," schloß er seinen umständlichen Bericht. Und wieder griff er zur Flasche und drückte sie inbrünstig an seine vibrierende Lippe.

„Kennen Sie Paraguay?"

„Gewiß," antwortete ich, „ich bin dort 5 Monate gewesen. Von da aus dem Innern bin ich hierher nach Argentinien gekommen." Und harmlos fragte ich, wann er in jenem schönen Lande gewesen sei.

Ein Wutblitz schoß aus den dunklen Augen zu mir herüber, dann trank er stumm den Maté und griff zur Flasche.

„Ist mir alles einerlei,
Mit Verlaub ich bin so frei."

Der eine kräftige Zug schien dem Menschen nicht zu genügen; er schaute mich an, griff wieder zur geliebten, dickbauchigen, und — gluck — gluck — gluck — rollte das Feuerwasser fast ohne Aufhören hinunter.

Ich saß und staunte. Mir wurde die Situation peinlich. Plötzlich fuhr er mich an: „Sie glauben wohl nicht, daß ich Paraguay kenne."

„Aber warum denn nicht! Sicherlich, sonst würden Sie mir so etwas doch nicht erzählen."

„Ja, Sie können und müssen es glauben." Seine Stimme wurde erregter. „Ich bin kein Lügner! Caramba, Diablo!" brüllt er mit einem Male und gebärdet sich wie ein Rasender. „Aber die Leute, die so etwas nicht glauben, sind Lügner und Schurken. Und Sie, Sie, Señor, Caramba . . ." Heiser klang seine Stimme. Ich wußte nicht, was ich denken sollte.

Plötzlich sprang der Kerl auf. Einen fürchterlichen Fluch und ein ekles Schimpfwort zwischen den Zähnen hervorstoßend, hatte er sein langes Dolchmesser aus dem Gürtel gerissen und stürzte sich wie ein Tier auf mich. Blitzschnell aber warf sich ihm der junge Mensch entgegen, packte Arm und Handgelenk des Wütenden und drückte ihn mit Hilfe des anderen Hausgenossen auf einen Schemel nieder.

„Donnerwetter," dachte ich, „da wird man erst höflich hereingenötigt und hinterher kommt man kaum mit heiler Haut wieder hinaus. Das hätte ja schön werden können!"

Ja, der Suff ist ein Laster und kein schönes! Und da saß nun dieser Mensch, der mich in einem Anfall von Delirium oder sonst dergleichen morden wollte, zusammengeknickt auf einem Stuhl und weinte und winselte wie ein kleines Kind.

„Loco! Er ist verrückt geworden," meinten die beiden anderen. Und als ob nichts geschehen wäre, setzten sie sich ans Feuer und schlürften ruhig ihren Maté. Mir allerdings wollte es nach dem häßlichen Auftritte nicht mehr so recht schmecken. Ich verabschiedete mich und verließ die ungastliche Stätte. In die erquickende Wärme des fröhlichen Morgens war ein herber, alles erstarrender Reif gefallen!

Aus dem Tal des Teckaflusses kletterten wir am Rande einer zerklüfteten Schlucht, eines sog. Cañadons, entlang, der mit Schutt und Geröllmassen ausgefüllt war, hinauf zu einer weiten Pampa. Hier oben, in einer Höhe von 900 bis 915 m über dem Meeresspiegel, traten sofort die Gegensätze im Pflanzenwuchs hervor. Anstatt der saftigen Grasmatten im tiefen Flußtal gab es auf der leicht gewellten Hochfläche nur spärliches Büschelgras zwischen den Steinen und Felsklippen; anstatt des wohltuenden grünen Kolorits dort unten im feuchten Grunde herrschte hier oben das trockene, dürre Gelbbraun vor und verlieh dem nach Südwesten verlaufenden Plateau das Aussehen einer eintönigen Sandwüste. Die Sonne brannte heiß hernieder, und nirgends fand sich ein Schatten, nirgends ein

Tropfen Wasser, um Mann und Roß zu laben. Die schweißbedeckten Pferde und Maultiere ließen die Köpfe hängen, auch Benito schaute ziemlich mißmutig drein. Aber was half's! Wir mußten dieses öde Geröllfeld in südöstlicher Richtung durch-



Tehuelchen-Indianerin bei Putrachoique.

queren, um in eine anständigere Gegend zu gelangen. Es war nachmittags gegen 3 Uhr, als wir am östlichen Abhange der Hochpampa hielten und zu unseren Füßen eine langgezogene Ebene erblickten, an deren anderer Seite ein Höhenzug stufenartig sich aufbaut. Auf dem wildzerrissenen, von jähen Klüften

und Schluchten zerschnittenen Massiv erheben sich drohende Gipfel und Kuppen, die über hohe Hänge herab in die dunkle Tiefe starren. Über alle hinweg ragt düster der 1700 m hohe Cerro Putrachoique, während ein Fluß gleichen Namens (Arroyo Putrachoique) unten in der Ebene seine Wellen durch grüne Wiesen und Grasflächen nach Süden entsendet. Soeben schicken wir uns an, von der Pampa in bessere Gefilde hinabzusteigen; da ruft leise Benito und deutet erregt auf einen Felsvorsprung zu unserer Linken. Ich schaue aufmerksam hin und entdecke nicht ohne Mühe eine Menge Tiere, die sich dort scheinbar sorglos tummeln. Es sind Guanacos.

„Darf ich eins holen?“

„Wenn das Pferd es noch aushält, meinetwegen. Ich werde hier bleiben.“

Eine kurze Rast für meine angestrengten Tiere war mir gerade recht. Benito hatte sich meinen Karabiner erbeten und galoppierte nun in großem Bogen über die Pampa dahin, bis er meinen Blicken entschwand. Pferde und Maultiere standen in einer Erdsenkung, die den Beginn einer nach Osten verlaufenden Schlucht bildete, und waren bereits emsig mit Grasen beschäftigt; ich setzte mich auf einen Stein, zog die Pfeife hervor und rauchte, im stillen auf das Jagdglück meines „Vaqueanos“ neugierig wartend.

Das Guanaco (Auchenia huanaco H. Sm.) kommt in Patagonien zahlreich vor. Halb Schaf, halb Kamel, scheu und flink wie ein Reh, lebt es meistens herdenweise, selten einzeln auf der Pampafläche und in den Waldgebirgen. Sein gelblichrotes, wolliges und äußerst weiches Fell wird von den Eingeborenen zu Kleidungsstücken, Mänteln, Decken usw. verarbeitet, oft mit bewundernswerter Geschicklichkeit in der symmetrischen Anordnung der Figurenbildung. Zusammengenähte Felle dienen zur Herstellung der großen Zelte, Toldos genannt. Aus den Sehnen wird starker Zwirn gemacht. Das Fleisch des Tieres ist schmackhaft, ähnlich dem Hammelfleisch, und lieferte

einst den Indianern einen wichtigen Bestandteil ihrer Nahrung, wie denn überhaupt das Guanaco für die Eingeborenen in jeder Hinsicht ein nützliches, ja fast unentbehrliches Jagdtier gewesen ist. Heute freilich hat sich das schon bedeutend geändert.

Die großen Guanacoherden, oft zu mehreren Hunderten, sind seltener geworden. Die modernen Feuerwaffen haben da bedenklich aufgeräumt. Und auch die Indianerstämme, die einst unter mächtigen Häuptlingen als freie Herren diese unermeßlichen Jagdgründe durchstreiften, führen heute, dem modernen Ausrottungssystem erliegend, ein elendes Dasein. Verkommen, verdorben, zurückweichend vor der brutalen Habgier der Weißen, sind sie dem Aussterben nahe.

Eine geraume Zeit verging mit Warten. Da hallen kurz hintereinander zwei Schüsse durch die stille Einöde. Die Pferde spitzen die Ohren, blicken sich verwundert an und — grasen ruhig weiter. Ein leichtes Getrappel schlägt an mein Ohr. In mächtigen Sätzen klimmen die Guanacos schräg den Abhang hinauf und sausen am Rande der Pampa entlang. Es mögen etwa 40—50 Tiere sein. Jetzt haben sie mich geäugt. Ein schriller Pfeifenton, der in ein helles Gewieher übergeht, ertönt; ein einzelnes Tier, ich vermute ein Männchen, bleibt stehen und wendet den Kopf zu mir. Dann nochmals ein gellendes Wiehern, wie ein zweites Warnungssignal; und die ganze Herde fegt mit vorgestreckten langen Hälsen pfeilgeschwind in großem Bogen über die Pampa, bis ihre roten Leiber wie kleine Punkte in der Ferne verschwinden.

Bald tauchte auch Don Benito auf. Am Sattel seines schweißtriefenden Gaules hingen zwei frische Guanacokeulen. die wir uns am Abend trefflich munden ließen. In der Nähe eines Indianertoldos im grasreichen Tal des Arroyo Putrachoique hatten wir Halt gemacht, um dort die Nacht zu verbringen. Es war eine Indianerfamilie vom Stamm der Araukaner, die sich hier niedergelassen hatte und hier seßhaft werden wollte, wenn, wie der Mann sich ganz richtig ausdrückte,

man sie nicht wieder verjagen würde. Die Leute hatten durchweg hübsche Gesichtszüge und machten auf mich durch ihr gemessenes Benehmen einen vorteilhaften Eindruck. Später, als ich mit ihnen am Feuer saß, rauchend und Maté schlürfend, erfuhr ich, daß sie einst zum Stamm des mächtigen Häuptlings Saihueque gehört hätten und aus dem Norden von der chilenischen Grenze, dort, wo die wilden Apfelbäume wachsen, erst bis zum Maiténflusse und dann im Laufe der Jahre allmählich weiter bis hierher in dieses Tal gezogen seien. Freundlich wurde ich aufgefordert, in dem geräumigen Zelt, das aus Guanacofellen bestand, und in dem es recht sauber aussah, die Nacht zu verbringen. Ich lehnte indessen dankend ab und zog es vor, draußen unter freiem Himmel zu schlafen. Juckende Erinnerungen an fürchterlich ruhelose Nächte und das peinvolle Schreckbild jener kleinen braunen Springtierchen, so man Floh zu nennen pflegt, bewogen mich, so zu handeln.

IX.

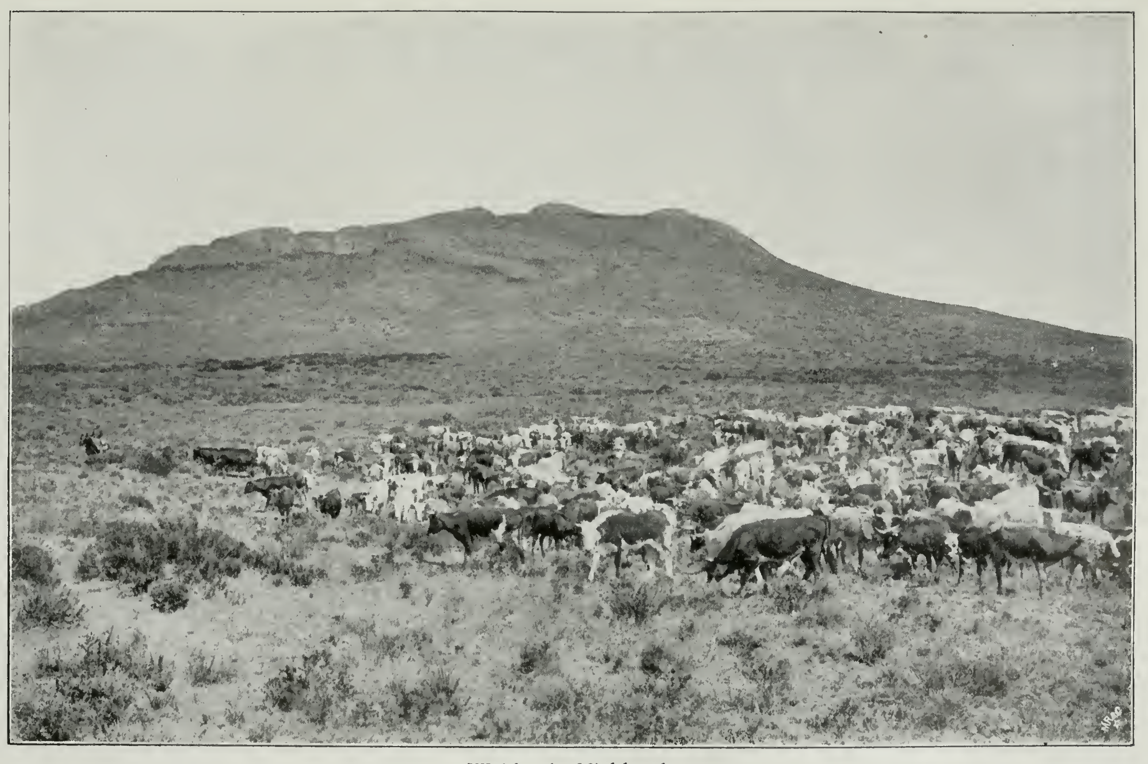
Im Tal des Gennoa. Kolonie „General San Martin."

Fast genau auf dem 44. Grad südlicher Breite vereinigt sich der Putrachoique mit dem von Süden kommenden Cherquefluß und beide strömen nun als Gennoa durch ein breites, fruchtbares Tal nach Südosten in den Rio Senguérr. In jenem vorgenannten weitgedehnten Flußtal liegt die Nationalkolonie „General San Martin".

Der Name „Gennoa" kommt vom indianischen Wort „Genn" her, das bedeutet „Messer". Der Fluß nämlich tritt oft so nahe an die steile Bergwand heran, daß nur ein enger Pfad, schmal wie ein Messerrücken, übrigbleibt. Nach einer anderen Version, die mir von einem hier ansässigen Indianer überliefert wurde, soll vor vielen Jahren in jener Ebene am Fuß eines einsamen Felsens eine schauerliche Bluttat geschehen sein. Ein Häuptlingssohn ist hier von seinem eigenen Bruder bei finsterer Nacht überfallen und mit einem Messer ermordet worden.

Das Wort „Cherque" ist in der Eingeborenensprache die Bezeichnung für einen kleinen Dornbusch mit rotblauen Beeren, der im Quellgebiet des betreffenden Baches in großen Mengen vorkommt.

Das Tal des Gennoa, das oft eine Breite von mehr als 6—7 km aufweist, ist zu beiden Seiten längs des Flusses von



Weidende Viehherde.

felsigen Höhen umschlossen. Meistens setzen sich diese aus sehr feinkörnigem Granit zusammen, von rötlicher Farbe, der dort, wo der Verwitterungsprozeß stark vorgeschritten ist, wie z. B. an einigen Stellen auf der linken Uferseite, ins Blauschwärzliche übergeht. Porphyre und Basalte sind häufig, namentlich weiter im Süden, und eine Decke von grobem Steingeröll liegt auf den Hängen. Die Talsohle hat wegen der angeschwemmten feinkörnigen Verwitterungsprodukte aus den höher gelegenen Berg- und Pamparegionen einen äußerst fruchtbaren Boden, der ein vorzügliches Weideland hergibt. Zwischen den saftigen Mallingräsern kommen strichweise die feinen Rasengräser, das sog. „pasto blanco“ vor. Die gewöhnlichen Grassorten, die man hierzulande unter dem Namen Coirón zusammenzufassen pflegt, gedeihen sehr gut, verlieren aber an Güte und werden spärlicher nach den Hängen und dem Höhenrande zu, sowohl auf der linken wie auch auf der rechten Seite des Flusses. Infolge dieses, ihres kräftigen, üppigen Graswuchses ist die gewaltige Talebene für Viehzucht in hohem Maße geeignet. Zwar ist die Erde etwas salpeterhaltig, aber auch gerade nur soviel, um das Futter durch die geringen salzigen Bestandteile dem Vieh schmackhaft zu machen. Auch sonst ist der Boden nicht schlecht zu nennen. Weizen, Kartoffeln, Gemüse und andere Kulturen ergeben keine ungünstigen Resultate. Indessen muß hierbei mit einem Faktor gerechnet werden, und das ist die völlig ungeschützte Lage, die das ganze Gebiet den kalten und heftigen Westwinden preisgibt. Hierauf ist es auch zurückzuführen, daß in der Kolonie San Martin bisher fast jeder Baumwuchs fehlt. Etwas mag ja auch der Salpetergehalt des Bodens dazu beitragen. Immerhin aber glaube ich, daß ein Grund wohl auch in einer gewissen Nachlässigkeit der Bewohner zu suchen sein dürfte, die sich bisher noch keine ernstliche Mühe mit Versuchen dieser Art gegeben haben. Die Viehzucht muß eben alles ersetzen. Und doch, trotz des prächtigen Futters, trotzdem der Rinder „breit-

gestirnte glatte Scharen“ den augenscheinlichen Beweis von der Güte des Weidelandes geben, existiert in der Kolonie auch nicht ein einziger Ansiedler, der die Milchergiebigkeit der Kühe für Butter- und Käsebereitung ausnutzt. Butter wird sogar — man höre und staune — von Europa aus in Blechbüchsen importiert.

Der Winter in dieser Gegend ist kalt. Regen und Schneefälle sind dann häufig, und das ganze Tal steht monatelang unter Wasser, ein Umstand, mit dem man allerdings mehr oder weniger in ganz Patagonien zu rechnen hat. Die Schneedecke erreicht eine Dicke von 20—30 cm, bleibt aber nur wenige Tage liegen. Die eigentlich permanent wehenden Winde lassen in den Wintermonaten etwas nach, werden während des Sommers erheblich stärker und erreichen im Frühling, in den Monaten Oktober und November ihren Höhepunkt.

Seit ungefähr 4 Jahren existiert die Kolonie General San Martin; seit 6 Jahren sitzen die ersten Ansiedler in jenem Tal. Der Flächeninhalt beträgt 50 Leguas, das sind 1250 Quadratkilometer; jedes Los ist 1/4 Legua groß, umfaßt also 625 ha. Die Nationalregierung hat das Land so vermessen lassen und an argentinische Bürger oder solche, die es werden wollen, vergeben, und zwar umsonst. Dafür müssen aber gewisse vom Gesetz vorgeschriebene Bedingungen erfüllt werden, unter denen obenan diejenige steht, argentinischer Bürger zu sein oder innerhalb zweier Jahre zu werden. Der Ansiedler muß ferner diesen ihm zugewiesenen Grundbesitz persönlich bearbeiten bzw. bewirtschaften und innerhalb einer Frist von zwei Jahren ein Haus mit den nötigen Nebengebäuden, wie Schuppen und dergleichen errichten; er muß mindestens 200 Schafe oder für je 5 Schafe eine Kuh einführen, 40 Bäume gepflanzt und 5 ha Boden kultiviert haben. Nach 5 Jahren und nach Erfüllung dieser Bedingung wird der Ansiedler endgültiger Eigentümer seines Landloses. Der definitive Besitztitel wird ihm dann ausgehändigt. Indessen ist es jedem frei-

gestellt, bereits nach 2 Jahren durch Zahlung von 500 Pesos das Eigentumsrecht zu erwerben.

Bis jetzt sind von den 200 Kolonielosen 89 besetzt. Die Bewohnerschaft besteht aus 89 Familien mit insgesamt 504 Köpfen und setzt sich zusammen aus Argentinern, Spaniern, Italienern und Indianern. Auch zwei Deutsche wohnen dort, Don H. Faesing und der kleine Maximo Reichelt.

Die Wohnungen sind einfach, fast dürftig, aus Erdziegeln, Adobe, gebaut und mit Zinkblech oder Schilf eingedeckt. Alles, auch die innere Einrichtung, ist sehr anspruchslos. Gedielte Fußböden sind selten; es genügt die festgestampfte gewachsene Erde. Die meiste Sorgfalt ist wohl dem Raum zugewendet, der die Feuerstelle enthält, da er als Küche und Wohnzimmer den hauptsächlichsten und im Winter auch den angenehmsten Aufenthalt gewährt. Immerhin aber ist man hier schon über das Stadium des primitiven Ranchos (Hütte) längst hinaus.

Daß die hauswirtschaftliche Entwicklung eine geringe ist, und das, was man ein gemütliches Heim nennt, fehlt, dürfte seine Begründung wohl in dem Mangel an Hausfrauen finden; denn die meisten Ansiedler in der Kolonie General San Martin sind nicht verheiratet.

Bei dem Mangel an Holz wird die Wurzel der Leña de Piedra zur Feuerung benutzt. Die eng miteinander verfilzten kleinen Blätter und Wurzeln jener Pflanze bilden nämlich eine Art Torf, der sich vorzüglich zum Brennen eignet.

Der Viehbestand betrug zur Zeit meiner Anwesenheit:

6 155 Stück Rindvieh,
6 360 „ Pferde und
38 750 „ Schafe.

Die Viehhaltung pro Legua läßt sich schwer bestimmen, da auch hier an eine Umgrenzung oder Umzäunung des einzelnen Besitzes gar nicht gedacht wird. Illusorisch wird die Sache noch dadurch gemacht, daß die Überschwemmungen im Winter ganz andere Verhältnisse schaffen, da dann das Vieh

genötigt ist, aus dem Tal herauszugehen und an den Hängen oder oben auf der Pampafläche sein Futter zu suchen. So hält u. a. der Friedensrichter, Señor Crespo, der bereits seit 14 Jahren hier ansässig ist, auf 1 Legua (25 Quadratkilometer) etwa 4000 Schafe und 1000 Rinder, aber auch nur in den Sommermonaten. Während der Winterszeit ist diese Zahl natürlich bedeutend geringer, kann indessen, wie mir Señor Crespo selbst sagte, unmöglich auch nur annähernd angegeben werden.

Innerhalb des Kolonialgebietes befinden sich 5 Geschäftshäuser, in denen Bedarfsartikel aller Art käuflich zu haben sind, Kleider, Gerätschaften, Eßwaren, Getränke usw. Bei der großen Entfernung von der Ostküste und dem Fehlen ordentlicher Kommunikationsmittel ist das natürlich ein großer Vorteil für die Ansiedler und — in Anbetracht der ziemlich gepfefferten Preise — für die Kaufleute selbst. Von letzteren haben bis jetzt alle reüssiert, auch wenn sie noch so klein, vielleicht mit einer ganz erbärmlichen Boliche angefangen haben.

Bei ruhiger Überlegung wird es nur zu klar, daß alles Geld, das aus dem Boden durch irgend eine Bewirtschaftungsform herausgeholt worden ist, schließlich in diesen Kaufläden und Schnapsschenken hängen bleibt. Namentlich für die eingeborene Bevölkerung, für die irgendwelche einschränkende Bestimmung hinsichtlich des Verkaufs von Spirituosen, wie es u. a. in Transvaal der Fall war, gar nicht existiert, ist es geradezu ein Verderben.

Von Rawson, der Hauptstadt des Territoriums an der Ostküste, ist die Kolonie General San Martin ca. 110 Legua = 550 km entfernt. Ein breiter Wagenweg führt von dort den Chubutfluß entlang nach Westen bis zum sog. „Paso de los Indos“. Eine Fähre bewerkstelligt hier den Übergang über den Strom, und der Weg zieht sich dann weiter nach Westen bis in das Koloniegebiet hinein. Eine andere Verbindung hat die Kolonie mit dem weiter südlich gelegenen Hafen Como-



Wolltransport zur Küste.

doro Rivadavia, auch Rada Tilly genannt, in Gestalt eines Wagenweges, der in südöstlicher Richtung über die Kolonie Sarmiento geht, oder, weiter südlich davon dem Laufe des Senguérrflusses folgend, bis zur Grenze des Territoriums Santa Cruz läuft, und dann in östlicher Richtung über die sog. Pampa alta bis zu dem genannten Hafen führt. Diese Wege sind etwa 90 bzw. 110 Legua, also ungefähr 450—550 km lang. San Martin liegt demnach von dem nordöstlichsten und südlichsten Hafenplatz, die beide gleichzeitig auch die wichtigsten des Territoriums Chubut darstellen, fast gleich weit entfernt. Zieht man ferner die Lage in Betracht zu den bereits besiedelten Gebieten, wie z. B. zu der im Norden gelegenen Kolonie „16 de Octubre“, Cushámen, Bolson usw., und auf der anderen Seite zu denen im Süden und Südosten, Sarmiento und Escalante, so wird es ersichtlich, daß die Kolonie San Martin sozusagen im Herzen Chubuts und im Zentrum der Binnenregion am und im Kordillerengebirge gelegen ist. Die bereits vorhandenen Verbindungswege nach allen Richtungen hin, die Gunst der Lage in der Nähe der chilenischen Grenze, die doch die Möglichkeit eines Verkehrsweges nach dem Stillen Ozean durch das Gebirge von selbst gibt, werden sicherlich dazu beitragen, bei zunehmender Bevölkerung und Herstellung moderner Kommunikationsmittel, wie z. B. einer Eisenbahn, gerade die Kolonie General San Martin zu einem Mittelpunkt des wirtschaftlichen Lebens zu machen. Alles aber — und das betone ich ausdrücklich — hängt in erster Linie von der Entwicklung der Verkehrsverhältnisse ab. Bei den vorhandenen, äußerst günstigen natürlichen Grundbedingungen fehlen nur noch Bahn- und Wegebauten, um eine Erschließung des Landes zu bewirken. Mit einem Bahnbau, gleichviel zu welchem Hafen, wird das ganze Territorium wie mit einem Zauberschlage ein anderes Gesicht erhalten. Wer aber — und das ist sicherlich wahr — das Verkehrswesen in Händen hat, dem wird das

Land selbst gehören, ich meine nicht als Eigentums- oder Besitzobjekt, sondern in dem Sinne, daß mit der Erschließung des Landes durch Bahn- und Wegebauten ihm auch der gewaltige Reichtum desselben durch weitere Ausnutzung zur Verfügung steht.

An das Telegraphennetz des Landes ist die Kolonie General San Martin bereits angeschlossen. Gerade während meiner Anwesenheit daselbst waren Ingenieure mit der Einrichtung des Telegraphenamts und mit den damit verbundenen Arbeiten beschäftigt, so daß nunmehr die Möglichkeit gegeben ist, nach allen Richtungen innerhalb der Argentinischen Republik, wie auch nach anderen Ländern und überseeischen Kontinenten telegraphisch Nachrichten zu senden.

X.

Die Tehuelchenindianer.

Auf dem Wege, der mich vom Putrachoique nach General San Martin in das grüne Tal des Gennoa führte, traf ich mehrere Indianertoldos (Zelte) an. Die Insassen gehörten zum Tehuelchenstamm, der einstmals diese ganze Gegend bewohnt haben soll. Tehuelche bedeutet das Volk aus dem Süden, (che = Volk, Tehuel = Süden). Durchweg waren es große, das Mittelmaß erheblich überschreitende Gestalten von regelmäßigem und kräftigem Körperbau, oftmals wahre Hünenfiguren, die wie die letzten Repräsentanten eines kraftvollen Riesengeschlechts aus vergangenen Zeiten in unsere Tage hineinragen. Im Hause des Señor Crespo lebt z. B. noch ein Tehuelchenweib namens Joquén, über deren Scheitel nahezu 100 Winter dahingerauscht sind. Und doch ist dieser Scheitel noch nicht gelichtet und zeigt auch noch nicht ein einziges weißes Härchen. Pechschwarz wallt das Haar lang herab zu den Schultern, und in dem pergamentartigen, dunkelfarbigen Gesicht blitzen zwei Reihen tadelloser weißer Zähne, und die großen Augen funkeln noch so lebhaft, als ob sie zu einer Frau in mittleren Jahren, aber nicht zu einer hundertjährigen Greisin gehörten. Und diese alte, rüstige Indianerin — das habe ich selbst gesehen — ist noch tätig. Sie versieht die Kinder und holt Holz zum Feuermachen und hilft in der Hauswirtschaft auf alle Art. Ihr Sohn, ein hochgewachsener, breitschultriger Mensch, ist ebenfalls dort beschäftigt.

„Und dieser Sohn,“ sagte mir Señor Crespo, „sehen Sie ihn mal an! Der hat so ausgesehen schon damals, als ich vor etwa 30 Jahren hier gewesen bin. Damals war ich ein ganz junger Mensch, hatte noch nicht einmal einen Bart. Heute ist



Tehuelchenweib aus dem Gennoatal.

mein Bart grau und mein Kopfhaar ebenfalls, soweit es noch vorhanden ist. Und er — sehen Sie nur, da kommt er gerade — er hat noch immer seinen schwarzen Schnurrbart und auf dem Kopf sein blauschwarzes, starkes Haar. Ja, es sind merkwürdige Menschen, diese Indianer, ein ganz anderer Schlag, kraftvoll,

widerstandsfähig in jeder Hinsicht. Aber wissen Sie, ich glaube, das kommt auch von dem einfachen natürlichen Leben, das diese Leute geführt haben. Heute ist das freilich schon etwas anders geworden. Wie lange wird's dauern, dann sind sie alle dahin; und was hätte aus diesen starken Menschen, die in ihrer Brust ein gutes, ehrliches Gemüt bergen, gemacht werden können! Was für tüchtige Arbeiter, gerade hier in unserem Patagonien, wo es allerorts an Arbeitskräften mangelt!"

Señor Crespo hielt inne und sah nachdenklich vor sich hin.

„Und Sie können mir glauben, Doktor," fuhr er fort, „es sind tüchtige Arbeiter und treue und ehrliche Menschen, wenn sie richtig behandelt werden; aber daran fehlt es."

Davon, daß die Indianer fleißig sind, habe ich mich ja wiederholt selbst überzeugen können, mindestens ebenso fleißig, wie der gewöhnliche weiße Ansiedler oder Viehzüchter des Landes, der im allgemeinen die Mutter Natur für alles sorgen und nach eigenem Gutdünken schalten und walten läßt.

Auch bei den Toldos oder Ranchos, die ich auf meinem letzten Ritt angetroffen habe, konnte ich bemerken, daß fast jede Indianerfamilie ein Stückchen Weizenland unter Kultur hatte, und verschiedentlich habe ich in den Indianerzelten frischen, selbstzubereiteten Käse gegessen, den ich dort in den Häusern der Weißen nur selten vorgefunden habe.

Mehr und mehr sind heute die Tehuelchen nach dem Süden gedrängt. Auch ihr Stamm ist nicht mehr ganz rein, da sie sich vielfach mit den Pampaindianern vermischt haben, die augenblicklich in dieser Gegend an Zahl bedeutend vorherrschen. Daher kommt es auch, daß die durchschnittliche Körpergröße der Tehuelchen etwas herabgemindert worden ist, sowohl beim Mann wie bei der Frau. Immerhin ist ihr Wuchs gut proportioniert, mit stark entwickelten Arm- und Brustmuskeln. Die Hautfarbe spielt ins Rötlichbraune; trotzdem zeigen die Wangen

eine frischrote Farbe, was mir namentlich bei den Frauen und Mädchen aufgefallen ist. Die Nase hat meistens die feingeschnittene Form einer Adlernase. Die lebhaften Augen sind dunkelbraun, und das dichte, straffe Kopfhaar, das noch ziemlich lang bis in den Nacken hinein getragen wird, ist tief dunkelschwarz. Bewundert habe ich stets die kleinen, wohlgeformten Hände und Füße sowohl beim männlichen wie aber insbesondere beim weiblichen Geschlecht.

Die Kleidung ist ähnlich derjenigen der Mapuche in Cushámen. Nur herrscht das Althergebrachte vor. Schon hier, und dann weiter und weiter nach dem Süden zu, tritt das europäische Merkmal immer mehr zurück, und die überlieferten Stammessitten und Gebräuche überwiegen auch hinsichtlich der Kleidungsstücke. Die alte Chiripa, der Potrosstiefel, das Stirnband, der Mantel aus Guanacofellen sind fast überall zu finden, während die Weiber sich weniger in moderne Blusen und Taillen und Röcke eingezwängt haben, sondern das weite, hemdartige Gewand und das mantelartige, um die Schultern geschlungene Tuch vorziehen, das am Halse durch Spange und Kette und um die Hüfte mit einem Gürtel zusammengehalten wird.

Vereinzelt leben hier die Eingeborenen in ihren Zelten und Hütten, die sie in weit abgelegenen Gegenden errichtet haben, oftmals hoch oben in rauhen, wild zerklüfteten Bergen oder in dem einsamen Tal eines brausenden Bergwassers. Versteckt, unsichtbar bleiben diese Niederlassungen dem Wanderer, und nur selten weist ihn eine hinter Felsen aufsteigende Rauchsäule auf den Gedanken hin, daß in jener öden, verlassenen und unwirtlichen Gegend Menschen hausen.

Tolderias, d. h. ein aus mehreren Zelten bestehendes Zeltlager, sind hier schon selten. Erst weiter im Süden sind sie anzutreffen, indessen bei weitem nicht mehr so zahlreich, wie es einst früher der Fall gewesen ist. Die Toldos haben nicht die kegelförmige Form der bekannten nordamerikanischen Wig-

wams, sondern die Gestalt eines Vierecks mit flachem Dach. Drei Reihen Pfähle werden in gewissen Abständen, je nach der beabsichtigten Größe des Zeltes, in die Erde getrieben; die der ersten Reihe etwa 2,5 bis 3 m hoch, die der zweiten etwas niedriger und die der dritten, die gleichsam die Hinterfront bildet, ungefähr 1 m hoch. Über diese Pfähle wird eine mächtige Guanacodecke gespannt, die oft aus mehr als 50



Ein Zeltlager (Tolderia) von Indianern.

Guanacofellen zusammengenäht und deren innere haarlose Seite zum Schutz gegen Wasser und Feuchtigkeit mit Ockerfarbe und Fett bestrichen ist. Mit starken Lederriemen wird die große Decke oben an den Pfählen und unten am Boden befestigt. Die vordere Pfahlreihe trägt noch eine zweite Felldecke, die nach vorn schräg herabgezogen und ebenfalls an kurzen Pfählen nahe dem Boden festgebunden wird. Hier befindet sich auch der türenartige Eingang. Auf diese Weise ist

ein großer, oben dachartig bedeckter und von allen Seiten umschlossener Raum hergestellt, den man durch Decken und Felle, die an der mittleren Stangenreihe angebracht sind, gewöhnlich in zwei große Hälften einteilt. Die rückwärtig gelegene enthält die einzelnen Schlafplätze, die wiederum durch Vorhänge und Decken voneinander abgetrennt sind und in denen ausgebreitete Häute, Ponchos, Felle, selbstgewebte Decken und dergleichen die Lagerstätten bezeichnen. Die Feuerstelle befindet sich im vorderen Raume. Er dient zum allgemeinen Aufenthalt, ist also sozusagen das Wohnzimmer der Familie und gleichzeitig die Küche. Das Innere des Zeltes ist sauber gehalten, wie denn auch im allgemeinen die Hütten, Ranchos oder kleinen Häuschen, die neuerdings von den Indianern an Stelle der Zelte mehr und mehr benutzt werden, fast durchweg ein wohnliches Aussehen zeigen. Je weiter man nach dem Süden kommt, desto häufiger wird man auf Toldos stoßen, während im Norden das feste Wohnhaus, wie z. B. in Cushámen, immer mehr Terrain erobert hat. Mit anderen Worten: das bewegliche Zelt wird dort von der festgebauten Wohnung verdrängt; die Eingeborenenbevölkerung hat begonnen, seßhaft zu werden und sich zu assimilieren, soweit es eben den spärlichen Resten der einst so mächtigen Stämme angesichts der Übermacht der Kultur als einer unerbittlichen Notwendigkeit noch möglich ist. Das grauenhafte Fatum, dem die letzten ihres Stammes im natürlichen Selbsterhaltungstriebe zu entrinnen streben, es drängt sie doch dem Untergang entgegen, und das Leben dieser ganzen stolzen Rasse

„Es gehet den einen
Urewigen Weg,
Es endet im Grabe.“

XI.

Von der Kolonie „General San Martin“ zum Picotal in den Kordilleren.

Vom Gennoaflusse westwärts — so erzählt uns die Sage — liegt in einem prachtvollen Gebirgstal der Kordilleren inmitten herrlicher Wälder mit blauen Seen und rauschenden Bächen eine verzauberte Stadt, die „Ciudad Encantada“. Hohe Mauern umgeben sie, und ein einziges Tor führt über einen tiefen Graben hinein. Und in der Stadt gibt es schöne Häuser aus Stein mit silbernen Dächern und Marmorsäulen, und die Wände des Innern sind mit Gold und Silber getäfelt; Stühle und Tische und alle Gerätschaften sind von Silber. Und in dieser Stadt und über das ganze Land und alle Wälder und Flüsse und Seen herrscht ein ehrwürdiger Greis mit langem, weißem Bart und Haupthaar und großen, mild blickenden Augen; der sitzt auf einem goldenen Thron. Und alle Leute ehren und lieben ihn. Denn er ist ein guter und gerechter Mensch. Und sie bringen ihm von ihren fetten Rindern und Schafen und von den Erträgen ihrer Äcker Geschenke als Zeichen ihrer Achtung. Und innerhalb der Stadt steht ein großer Turm mit einem tiefen Gewölbe, und in diesem unterirdischen Gewölbe liegen die herrlichsten Schätze der Welt verborgen, Geschmeide und Kronen von Gold, Ringe, Ketten und Spangen von Gold und Silber, und viele Diamanten und Edelsteine, soviel, daß diejenigen, die zum erstenmal diese Herrlichkeiten zu schauen bekommen, drei

Tage lang nicht sehen können; so sind ihnen die Augen von all dem Glanz, dem Blitzen und Funkeln der Schätze geblendet. Nur wenigen ist es bisher vergönnt gewesen, den Weg nach dieser geheimnisvollen Zauberstadt zu finden. Einige Wanderer, die sich im Gebirge verirrt hatten, haben sie zwar von weitem gesehen, aber beim Näherkommen hat es geschienen, als ob die ganze Stadt sich immer mehr entfernt habe, bis sie dann mit einem Male im Nebel verschwunden ist. Nur sehr wenig Jägern ist es geglückt, in das Innere hineinzukommen. Sie seien dann — so wird berichtet — durch eigentümliche Töne wie von fernem Gesang und Glockengeläut aufmerksam gemacht worden; häufig hätten sie auch ein dumpfes Getöse, ein starkes Rollen und Krachen gehört und seien dann diesem Geräusche nachgegangen, bis sie mitten im tiefen Wald an einem dunkelblauen See plötzlich bebaute Felder und Äcker und Wiesen sowie grasende Viehherden gesehen hätten. Dann sei von einem kleinen, weißen Hause ein alter Mann gekommen, hätte ihnen die Augen verbunden und sie auf sehr gewundenen Pfaden durch ein großes Tor in die reiche Stadt geführt, wo sie mit einemmal vor dem goldenen Thron eines ganz alten, weißbärtigen Greises, eines Herrschers, gestanden hätten. Sie seien dann später ebenso aus dem Ort herausgeführt worden, hätten aber niemals mehr die Wege trotz aller Anstrengungen wiederfinden können.

So die Überlieferung von einem unbekannten Volk oder von Menschen, die in jenen sagenhaften, noch unerforschten Gebirgsgegenden der Kordilleren leben sollten.

Für die Bewohner der Ebene und der Küste muß ja die Phantasie angesichts der ungewohnten, total verschiedenen Natur der Kordillerenregion mit den ungeheuren Felsen und der Einsamkeit, den Wäldern und den schimmernden herrlichen Seen eine Vorstellung von etwas Großem und Gewaltigem, von etwas Unbekanntem, Geheimnisvollem, das man gern ergründen möchte, aber nicht ergründen kann, ohne Zweifel hervorrufen.

Auch heute noch gibt es viele Eingeborene, die, abergläubisch, wie sie nun mal sind, fest an das Vorhandensein jener verborgenen „Stadt am See“ glauben. Auf was indes die Sage eigentlich zurückzuführen ist, habe ich nicht in Erfahrung bringen können. Jedenfalls weist sie auf die große, natürliche Fruchtbarkeit jener Gebirgsgegend hin und gibt dunkle Kunde davon, daß dort vor Zeiten schon Menschen in festen Ansiedelungen gewohnt und Viehzucht und Ackerbau getrieben haben.

Betrachtet man die Sache näher, so wird man finden, daß tatsächlich westlich vom Gennoatal das Gebirge außer anderen Senkungen ein mächtiges, äußerst fruchtbares Quertal bildet mit Seen und Flüssen und Wäldern, das vom Picofluß durchströmt wird. Nördlich davon liegt der Lago General Paz und von diesem führt das Tal des Rio Corcovádo zum „Valle 16 de Octubre“. Südlich vom Picotal erstreckt sich das fruchtbare Tal des Rio Frias, das im Süden durch einen Höhenzug von einer schönen Ebene, dem Tal des Lago Fontana, getrennt ist. Wo nun aber in diesen Gegenden, die ja alle westlich vom Gennoa liegen, die sagenhafte Zauberstadt verborgen sein soll, konnte mir niemand verraten. — —

In der Kolonie General San Martin hatte ich mein Pferdematerial, soweit es möglich war, aufgefrischt, hatte für Ergänzung des Proviants gesorgt und einen des Landes kundigen Führer gemietet, einen Vollblutindianer namens José Garamillo. Es war in den ersten Tagen des Monats April, als ich mit meiner Tropilla aufbrach, um nach Westen in die Kordilleren vorzudringen. Ein kalter Wind pfiff durch das breite Tal und jagte oben am Himmelszelte trübe Wolkenmassen hinter den Felsbergen hervor, wo die Halme des langen Grases sich in Demut beugten und das niedrige Dorngesträuch ängstlich am Boden zusammenkauerte. Drohend, fast gespensterhaft ragte ein einzelner mächtiger Felsenklotz mitten aus der grünen Fläche zu den Wolken auf; fast senkrecht ohne jeden Übergang steigt sein dunkles Gestein aus dem Erdboden in

die Höhe wie der abgebrochene Sumpf einer Riesensäule, die finster an ein grauenhaftes Verbrechen gemahnt. — —

Vor einer zerfallenen Hütte standen drei braune Indianerkinder, halb nackt, mit verwirrten, schwarzen Haaren. Ängstliche Blicke warfen sie zu uns und fingen an, laut zu schreien, indem sie sich eilends in das dunkle Innere der Behausung zurückzogen. Und dann trat ein altes Weib heraus; wie Pergament erschien ihr runzeliges Antlitz und in dem langen, verwilderten Haupthaar zauste der Wind und zerrte an ihrem weiten Gewand. Die Augen der Greisin waren halb verschleiert. Sie hob die Arme hoch und machte Zeichen in der Luft und sprach beständig vor sich hin. Darauf wandte sie sich nach den vier Himmelsrichtungen und rief laut einige unverständliche Worte. Es sah unheimlich aus; dazu brauste der Wind aus den Schluchten und von oben herab. Und plötzlich drehte sich das Weib zu mir, heftete einen großen Blick aus ihren dunklen, jetzt weitgeöffneten Augen auf mich und brach, beide Arme hoch wie zu einer Beschwörung emporhaltend, in ein schauerliches Geheul aus.

Mich gruselte, ich gab meinem Pferd die Sporen, um aus dem Bereich der Hexenmacht zu kommen. Mein Führer, Don José, indessen blickte stumm und gleichmütig vor sich hin. Auch nachher, als ich mit ihm über das soeben Geschehene sprach, blieb er wortkarg; nur als ich fragte, ob die alte Frau wohl vor mir, dem Fremden, Angst gehabt hätte, nickte er.

„Si, Señor, sie hat sich gefürchtet, sehr gefürchtet!“

Das war alles!

Ein braunes Gemenge von Fels- und Steingeröll, vermischt mit grobem, kieseligem Sand, bedeckt das hügelige Terrain, das sich westlich vom Tal des Gennoa bis zum Lauf des Cherque hin erstreckt. Der Graswuchs ist hier nicht gerade sonderlich; nur stellenweise dort, wo in den tiefer gelegenen Teilen ein Bach sich langsam dahinschlängelt oder eine sumpfige Wasseransammlung entstanden ist, fällt die frischgrüne Fär-



Gegend bei Shamen (Rio Omckel).

bung schon von weitem ins Auge. Hier wächst fettes und saftiges Viehfutter. Einzelne Erhebungen auf dieser Ebene steigen bis zu 950 m und darüber an; im Südwesten erreicht der Cerro Cherque zwischen dem gleichnamigen Fluß und dem Arroyo Omckel sogar die Höhe von 1200 m über dem Meeresspiegel. Bald nach Passieren des Cherquebaches biegt der Weg allmählich nach Südwesten und dann mit einem Male fast genau nach Süden um. Das Gelände erhebt sich zu einem langgestreckten Bergrücken mit schwachen Ansätzen zur Kuppenbildung und schickt zwei seitliche Höhenrücken nach Nordwesten und Südwesten, den ersten bis zum Lago General Paz, den letzteren bis zur Loma Baguales. Diese Rücken und Höhenzüge umgrenzen ein gewaltiges Tal, in dessen Mitte der Picofluß sein klares Wasser nach dem westlich gelegenen Kordillerengebirge sendet. Sie bilden gleichzeitig die Wasserscheide für den Pico und seine Nebenflüsse einerseits und für die nach Osten abfließenden Gewässer anderseits, die meistens Zuflüsse des Gennoa bzw. des Senguérrstromes sind.

Die Sonne neigte sich zum Untergang, als wir auf dem östlichen Hange jener Wasserscheide Halt machten. Die Gegend ist ziemlich kahl; nur vor uns zur linken Hand dehnt sich Sumpfland, bestanden mit hohem Schilf und Gras, und dahinter glitzert es weiß von dem schwarzen Erdreich herauf. Es ist eine große Salpeterablagerung, ein sog. Salitral.

Und hier sollten wir bleiben? Windschutz durch den Abhang des Bergrückens war vorhanden. Gras für die Tiere ebenfalls; auch einige verkrüppelte Sträucher und Wurzeln als Brennholz. Aber Wasser?

„Ja, Don José, hier ist aber kein Wasser! Das dort drüben ist salpeterhaltig; das werden unsere Tiere nicht trinken. Was nun? Es ist schon spät!“

Mein Indianer blickte mich an, ohne ein Wort zu sagen. Dann nahm er von seinem Sattel einen Becher und verschwand

damit im hohen Schilf. Nach nur wenigen Minuten war er wieder da.

„Hier.“ Dabei reichte er mir den Becher zum Trinken.

Ich kostete; das war ja klares Wasser ohne den bittersalzigen Geschmack, den ich schon so oft hatte schmecken müssen, namentlich in Neuquén. Das hier war ja herrliches Süßwasser.

Jedenfalls eine merkwürdige Erscheinung; dicht neben dem Salitral wohlschmeckendes Süßwasser, und zwar in einer kreisförmigen, etwa 3 m im Durchmesser großen Lache, deren Rand ringsherum mit hohem, dichtem Schilf bewachsen war, so daß sie völlig versteckt dalag. Ich wollte näher zu dieser „Lagune“ heran.

Der Indianer hielt mich zurück.

„Nicht, Herr, das ist gefährlich!“

„Warum?“

„Der Boden ringsherum ist sumpfig. Das Wasser aber ist keine Lagune, sondern ein tiefes Loch mit senkrechten Wänden. Wer sich dort hinein verirrt, kommt selten wieder zum Vorschein.“

„Ist denn das ein Brunnen?“

Don José zuckte die Achseln.

„Ist dieses Loch von Menschen gegraben worden?“

Mein Indianer hob wieder die Schultern und machte schweigend eine abwehrende Handbewegung. Dann drehte er sich kurz um und begann die Pferde und Maultiere abzusatteln. —

Der Abend webte seine dunklen Schleier „nebeldurchwirkt und schattend“, und still und ruhig aus den Äthertiefen leuchteten die Sterne. Unser kleines Lagerfeuer flackerte unruhig. Geisterhaft huschten seine roten Lichter über die Grasbüschel, über die auf bloßer Erde ausgebreiteten Sättel und Decken. In einen Poncho gehüllt und bedeckt mit dem sog. „Quillango“,

einer Decke aus Guanacofellen, habe ich mich neben dem Feuer auf mein Lager gestreckt und träume in den Nachthimmel hinein, bis mich der Schlaf übermannt.

Beim Erwachen am nächsten Morgen spüre ich etwas Schweres auf meinem Körper; ich hebe die Decke; da knistert es sacht; ich stecke meinen Kopf aus dem Quillango heraus und bemerke, daß um mich herum alles weiß ist. Decke, Felle, Erde, Gräser, Schilf, alles — dick bereift. Ein plötzlicher Frost war über Nacht hereingebrochen und hatte die Landschaft mit seinem eisigen Hauche gestreift. Um so besser mundete uns der heiße Maté.

Und als dann der erste wärmende Sonnenstrahl über die Berge zitterte, strich ein leiser Schauer über die Talebene, wie ein Vorbote des erwachenden Tages, und ein weißer, goldig durchglühter Dunst wallte auf und nieder und zerteilte sich in feine Streifen, die im Sonnenlicht verschwanden. Wir saßen bereits im Sattel und trabten wohlgemut von dannen nach Westen zu. Hinauf ging es zu den steinigen, baumlosen Höhen westlich vom Salitral. Eine aufgescheuchte Herde Strauße lief quer vor uns über die Steinpampa und tauchte dann in einer Senkung hinter Busch und Gras unter. Es ist der patagonische Strauß (Rhea Darwinii), der hier in großen Mengen vorkommt.

Was für die Eingeborenen das Guanaco unter den Vierfüßern, das bedeutet der Strauß unter den Vögeln; ein Jagdtier von unschätzbarem Wert; früher natürlich mehr wie heute. Das Fleisch liefert den Indianern ein vorzügliches Nahrungsmittel, die Eier bilden während einer gewissen Jahreszeit sogar ihre Hauptnahrung. Aus den Sehnen der Beine werden Schnüre gefertigt für die Schleudern, die sog. Bola, eine der gefährlichsten Waffen in den Händen der Indianer; die Haut dient zur Herstellung von schlauchartigen Behältern für Fett und andere Sachen. Insbesondere wird die Haut des Halses ausschließlich als Beutel zur Aufbewahrung von Tabak benutzt. Die Federn sind ein beliebter Handelsartikel, und aus der ganzen

Haut mit Federn wurden dereinst Mäntel für eingeborene Frauen und Mädchen hergestellt.

Der patagonische Strauß ist bedeutend kleiner als der in Afrika lebende, ist ihm aber in der Färbung des Gefieders ziemlich ähnlich. Das Männchen unterscheidet sich vom Weibchen durch seine dunklere Farbe. Die Beine sind außerordentlich entwickelt. Ihnen verdankt dieser Rennvogel seine fabelhafte Schnelligkeit im Laufen, so daß es für Pferde und Windhunde unmöglich ist, ihn bei einer Verfolgung in gerader Linie einzuholen. Daher ergibt sich bei Straußenjagden die Notwendigkeit des Umkreisens auf weite Entfernungen hin, wobei Rauch und Flammen angezündeter Feuer zu Hilfe genommen werden, bis zum Einschließen und Zusammentreiben auf engem Raum.

XII.

Das Kordillerental am Picofluß, Friedland.

Nach ungefähr einstündigem Ritt in herrlicher Morgenluft eröffnet sich mir von der Hochebene aus ein wundervolles Panorama.

Vor mir liegt, bestrahlt vom Tagesgestirn, ein weitgedehntes Tal mit saftig-grünen Grasmatten an den allmählich aufsteigenden Seitenwänden, bedeckt mit niedrigem Buschwerk, das, erst inselartig eingestreut, dunkle Flecke im Rasenteppich bildet, dann weiter nach oben und nach Westen zu immer größere Dimensionen annimmt und schließlich zum herrlichen Hochwald wird.

Der allmähliche Übergang findet ungefähr dort statt, wo das erst hügelige Gelände sich zu höheren Erhebungen, Rücken und Kämmen emporreckt und in die Felsenlandschaft der sich immer gewaltiger entfaltenden Kordillerenkette übergeht. Kulissenartig mit aufstrebenden Felswänden, mit wuchtig hineingelagerten Massen, mit kühnen Bergspitzen, Zacken, Gipfeln und Gletschern baut sich am Horizont das stolze Gebirge auf. In seinen Tälern und Abhängen, beschattet von dunklen, hochstämmigen Waldungen, auf seinen Höhen bedeckt von weißglänzendem Schnee und Eis, reckt es seine Häupter trotzig wild zum klaren Himmel auf, während es mit seinen riesigen Seitenarmen das taufrische Picotal zu umklammern versucht. Eine wunderbare Mannigfaltigkeit, Großartigkeit und Steigerung der Eindrücke wird hier erzeugt, die im schroffen Gegen-

satz steht zu dem, was von der einförmigen Hochebene, der baum- und vegetationsarmen Steppe, der Pampa und der öden Küstengegend Chubuts geboten wird. Ein Land des Friedens im Sinne des Wortes.

Noch immer halte ich zu Pferde und schaue mit Bewunderung in die Pracht und Herrlichkeit dieser majestätischen Gotteswelt hinein.

Mein Indianer mahnt mich zum Aufbruch, und nun steigen wir allmählich die Talsenkung hinab, überschreiten mehrere Bäche und gelangen dann zur eigentlichen Talsohle, bei der Vereinigung des Temenáo- und Mulabaches, die als Rio Pico nach Westen fließen. Die Höhe der Ebene über dem Meeresspiegel beträgt an dieser Stelle 525 m. Das Gelände liegt also bedeutend tiefer als die Kolonie General San Martin, ein Umstand, der in klimatischer Hinsicht für diese Gegend von sehr günstigem Einfluß ist. Von der Wasserscheide, die annähernd mit dem 71. Grad westl. Länge (v. Gr.) zusammenfällt, zwischen dem Rio Cherque und Rio Gennoa, senkt sich das Gelände in westlicher Richtung leicht bis zur Seenregion auf ca. 500 m über dem Meeresspiegel hinab und steigt dann mit mannigfachen Erhebungen und Talbildungen zu den bewaldeten, schneegekrönten Gipfeln der Kordilleren hinauf. Es ist ein mächtiges, fruchtbares Gebirgstal mit vielen Seitentälern, dessen Grenze im Norden vom Lago General Paz gebildet wird, im Westen und Südwesten von der Grenzlinie mit Chile, im Südosten, Osten und Nordosten von der natürlichen Wasserscheide.

Das gesamte Picogebiet liegt nur ca. 50 km von der Kolonie General San Martin entfernt auf dem 44. Grad südl. Breite. In der Form einer unregelmäßigen Mulde erstreckt es sich vom 71. Längengrad bis zur chilenischen Grenze und umfaßt einen Flächeninhalt von etwa 2250 Quadratkilometern, ist also ungefähr so groß wie das Herzogtum Anhalt.

Im allgemeinen besteht der Boden des Picotales aus

einer schwärzlichen Humusschicht, die der Hauptsache nach Verwitterungsprodukte von Quarz, vermischt mit zersetztem Feldspat und Magneteisen, enthält und, oft 0,5 bis 1 m stark, auf sandigen Massen, vermengt mit tonhaltigen Bestandteilen, von 0,5 bis 0,7 m Mächtigkeit aufgelagert ist. Es folgt ein Sediment von gelblicher Färbung, das zusammengesetzt ist aus Quarzkörnern, Magneteisen und Feldspat. Während tonige



Quellengebiet des Temenáo im Pico-Tal, Friedland.

Beimengungen die Quarzkörner zu Klumpen zusammenballen, verleiht das vorhandene Eisenhydroxyd der nahezu 0,3 m starken Schicht das gelblichbraune Aussehen. Hierdurch bildet sie eine ziemlich scharfe Abgrenzung von der nun folgenden Sandablagerung, die, in ihrer Mächtigkeit von 0,2 bis 0,75 m wechselnd, nach unten zu in feine, tonige Erden von weißlicher Farbe übergeht. Sie sind vermischt mit Quarzkörnchen und vielen organischen Substanzen, nehmen nach der Tiefe zu eine

grauschwärzliche Färbung an und zeigen feine Schichtenbildung. Quarzkörnchen und Feldspatreste, durch tonig-lehmige Bestandteile zusammengehalten, sind in derselben vorhanden; Eisenlösungen verursachen ihre verschiedenartige Farbe.

Diesen Schichten, die in ihrer Gesamtheit 0,30 bis 0,50 m stark sind, folgen ähnliche Ablagerungen, aber von größerer Porosität. Unzählige feine Kanälchen nämlich, entstanden infolge der Vermoderung von Pflanzenwurzeln, durchziehen die ganze Masse. Die Unterlage der letzteren besteht aus einem schwärzlichen, mit Geröll und kalkigen Gebilden versetzten Erdreich.

An den Ufern des Rio Pico und Rio Temenáo tritt die vorerwähnte Zusammensetzung des Talbodens deutlich zutage. Sie bleibt auch sonst im wesentlichen die gleiche und ändert sich kaum weiter nach Westen zu, an den Seen oder weiter aufwärts nach Norden und Süden an den sanft geneigten Abhängen. An den Seen z. B., wo mächtige Porphyrmassen emporragen, wo Granit und teilweise konglomeratischer grober Sandstein zutage treten, besteht der obere Boden hauptsächlich aus den Zersetzungsprodukten des an Quarz und Feldspat reichen Eruptivgesteines.

Auf dem rechten Ufer des Pico und Temenáo, in Höhe von 6—700 m, kommen stellenweise dichter Quarzit und quarzitischer Sandstein vor; im verwitterten Geröll finden sich Porphyr und Diabas, letzterer oft in sehr zersetztem Zustande. Die von dort entnommene Erdprobe zeigt eine schwarze, äußerst lockere Humusschicht, 0,5 bis 1 m stark, die aus feinkörnigem Sand besteht, sehr reich an humösen Bestandteilen ist und viel Magneteisen enthält.

Weiter aufwärts, etwa bei 800 m, wird dieser Sand grobkörniger. Er zeigt hier ebenfalls viel organische Bestandteile und Magneteisen.

Unter den Zersetzungsprodukten der verschiedenartigen Gesteine sind auch hier Granit und Porphyr vorherrschend. Das

grobe, steinige Geröll aber, das sich sonst einer Urbarmachung stets so hinderlich in den Weg stellt, fehlt hier fast gänzlich. Die gleiche oder doch ähnliche Zusammensetzung besitzt der Boden auf dem linken, südlichen Ufer des Picoflusses, wo in den Erhebungen und Hügelreihen quarzitischer Sandstein und sehr dichter Quarzit vertreten sind.

Rechnet man zu den ausgedehnten Grasflächen des eigentlichen Tales und der langsam ansteigenden Abhänge den vorhandenen fruchtbaren und humusreichen Waldboden in den höher gelegenen Gebirgsregionen, wo große Täler in die einzelnen Bergzüge hineingeschnitten sind, dann wird man eine Vorstellung von der natürlichen Fruchtbarkeit des Picogebietes erhalten.

Von der Talsohle, die, wie schon erwähnt, nur etwa 525 m über dem Meeresspiegel liegt und im Durchschnitt 120 m tiefer gelegen ist als die benachbarte Kolonie General San Martin, steigt das Gelände nach Norden und Süden in Absätzen mit großen Flächenbildungen allmählich zu einer Höhe von 900 bis 1100 m empor, erreicht in den beiden Grenzpunkten, dem Cerro Piedra im Norden 1140 m, in der Loma Baguales im Süden 1300 m, und schließt sich dann weiter nach Westen zu in Gestalt eines nach Osten offenen Bogens den Gebirgsmassen der Kordilleren an. Dort, nahe der Grenze am Lago General Paz, ragt weit sichtbar der 2062 m hohe Cerro Colorado in den blauen Himmel hinein. Südlich davon türmt sich u. a. der Cerro Cono mit 1785 m auf, und hinter ihm, hart auf der chilenischen Grenze, der 1890 m hohe Cerro Botella. Dazwischen und hinter dem mächtigen Gebirgswall erscheinen andere Kuppen und Gipfel, gehüllt in ihre Schneemäntel und bedeckt mit bläulichen Eiskappen. Die Südwestecke gipfelt in den Schneemassen der mehr als 2000 m hohen Sierra Nevada, dem Pan de Azucar, dem Cerro Cacique Blanco, dem Magdalenenberg. Schroffer werden dort nach Westen zu die Übergänge. Schluchten und steil abfallende Felswände, moos-

bedeckte verwitterte Granitblöcke, massige Bergrücken, zwischen denen fruchtbare, grüne Talebenen mit gutem Weidegras liegen, brausende Gebirgsbäche und herrlicher Hochwald, dessen dunkles, frisches Grün im lebhaften Gegensatz zum



Am Arroyo de Mula.

blendenden Weiß der eis- und schneebedeckten Bergriesen steht, verleihen dem Ganzen ein wildromantisches Gepräge. Eine wunderbare Alpenwelt entfaltet sich hier in ihrer ganzen majestätischen Pracht.

Durchströmt wird das Friedland genannte Pico-

gebiet vom schon erwähnten Temenáo, d. h. Tal des Chacái, und Arroyo de Mula, dem Maultierbach, die, beide von der östlichen Wasserscheide kommend, sich etwa 20 km westlich vom 71. Längengrad vereinigen und nun als Picofluß weiter nach Westen fließen. Mit elementarer Gewalt hat letzterer das Massiv des Hochgebirges durchbrochen und strömt, in Höhe von nur 300 m auf chilenischen Boden übertretend, als Rio Figueroa in einen 70 m über dem Meere liegenden See. Ein breiter Ausfluß desselben, Rio Claro genannt, vereinigt sich mit dem aus dem Lago General Paz kommenden Palenafluß und mündet in Form einer mächtigen Wasserstraße bei der Kolonie Palena in den Stillen Ozean.

Die Südseite des vorerwähnten Sees liegt nur ca. 20 km vom Nordende des sog. Payaguapikanals entfernt, so daß auch hier eine Verbindung mit dem Stillen Ozean leicht zu ermöglichen ist.

Von den zahlreichen Nebenflüssen sind die hauptsächlichsten der Arroyo Pampas auf der nördlichen und Arroyo Campamento auf der südlichen Seite. Die übrigen haben noch keine Namen.

Die natürliche Bewässerung des ganzen Gebietes ist vorzüglich, und Wasserkräfte zur wirtschaftlichen Benutzung sind in Menge vorhanden, u. a. der prächtige Wasserfall, ungefähr 1,5 km vom sog. „Campament" entfernt. Da fast ohne Ausnahme alle Bäche und Zuflüsse aus dem Gebirge kommen, ist ihr Wasser rein und klar wie Kristall und von angenehmem, erfrischendem Geschmack. In der westlichen Hälfte, teilweis am Fuße des aufsteigenden Gebirges, befinden sich 5 Seen, 2 davon auf der nördlichen, 3 auf der südlichen Seite des Picoflusses. Auch diese Seen, die vorläufig nur mit Zahlen bezeichnet sind, führen Süßwasser. Der größte von ihnen, der 8—9 km in seiner Längsrichtung messende Lago No. 1, besitzt keinen nennenswerten, sichtbaren Zufluß. Das Wasser kommt hauptsächlich von den Gletschern und Schneemassen des Hoch-

gebirges oder ist, wie vermutet wird, unterirdischen Ursprungs. Daß hier einst vulkanische Kräfte tätig waren, zeigt die Formation der malerischen Seenumgebung, die wegen ihrer wilden Schönheit und grandiosen Naturpracht wohl zu den herrlichsten Teilen der Kordilleren gezählt werden kann. Wahrscheinlich hat Lago No. 2 mit dem See No. 2 einst vor vielen, vielen Jahren eine einzige, große Wasserfläche gebildet. Heute hängen beide nur noch durch eine Art Kanal zusammen, dessen Ufer stark versumpft sind.

Auch dieser zweite See besitzt keinen Abfluß. Aus den am kieseligen Ufer vom Wasser hinterlassenen Marken geht hervor, daß der Spiegel beider Seen bis zu 2 m steigen kann, wenn die Regenzeit ihr Naß herniedersendet oder die Frühlingssonne die Schneemengen im Gebirge zum Schmelzen bringt. Ähnlich steht es mit den drei übrigen Seen, die mit ihren malerischen Felspartien, den zerklüfteten Wänden und Steilstürzen inmitten der üppigen farbenfrischen Vegetation ein wahrhaft entzückendes Landschaftsbild abgeben. Es ist eine eigenartige, aus Klarheit und Lichtgeflimmer zusammengewebte Schönheit, ein Werk der Natur, das durchzittert wird vom Hauch des Allgewaltigen.

Das Klima des Picogebiets ist — nach Maßgabe seiner Lage auf der südlichen Halbkugel — ungefähr das gleiche wie in Deutschland. Die Monate Dezember, Januar, Februar und März sind die besten und schönsten; sie bilden die Sommerszeit, die über diese ganze Gegend verschwenderisch ihre reichen Gaben ausstreut.

Mit allmählichem Übergang und mäßiger Kälte beginnt anfangs Juni, oft schon Ende Mai der Winter. Regengüsse und Schneefälle sind dann häufig. Die Bäche schwellen an und verwandeln das Tal des Picoflusses in eine Anzahl von Lagunen. Die ganze Talsohle nämlich bildet ein Niederungsgebiet im wahren Sinne des Wortes, das, ebenso wie z. B. die Niede-

rungen zwischen Nogat und Weichsel, seine außerordentliche Fruchtbarkeit zum größten Teil eben diesen Überschwemmungen zu verdanken hat.

Am Temenáo nehmen letztere geringeren Umfang an, immerhin aber so, daß dort, wie auch am Arroyo de Mula, einzelne sumpfige Stellen entstanden sind. Derartige Sümpfe kommen auch in der Nähe des Lago No. 1 und No. 3 vor,



Am Lago Pico.

ferner ca. 12 km in nördlicher Richtung von ersterem, am Pampafluß, vor Beginn des Hochwaldes.

Im großen und ganzen will es mir aber scheinen, als ob mit diesen „Überschwemmungen" und „Sümpfen" etwas übertrieben wird. Denn ich habe viele Male Stellen, die mir als unzugänglich bezeichnet worden sind, trockenen Fußes passiert. Und dann: sobald hier Menschen wohnen, wird und kann man dem rohen Walten der Naturkräfte in geeigneter Weise ent-

gegentreten, um etwaigen Schaden zu vermeiden. Zu was gibt es denn Gräben und Abzugskanäle?

Schon Ende August und im September, also bedeutend früher als in anderen bewohnten Teilen Chubuts, wie z. B. am Gennoa, in der Kolonie General San Martin, am Senguérr, in Choiquenilahue, in Sarmiento, beginnt das Wasser abzufließen; eine wärmere Temperatur setzt ein; in den Gletschern donnert es; die Tage werden länger, und aus Dunst und Dämmer, durchdrungen vom wärmenden Sonnenstrahl, erwacht taufrisch die neue Jahreszeit, der Frühling. Klarer wölbt sich dann der blaue Himmel, heller flimmert der Firnschnee hoch oben; es blinken die Gletscher der gewaltigen Eisriesen und unten, tief zwischen trotzigen Felsen im dunkelschattigen Bergwald blitzen und glitzern die Wasser der blauen Seen, rauschen und raunen geheimnisvoll die Gebirgsbäche; ein Märchen, ein Säuseln und Flüstern vom großen Waldesschweigen.

Das Klima des Picogebietes ist außerordentlich gesund. Die Luft ist rein und würzig, wahre Berg- und Waldluft. Krankheiten unter Menschen und Vieh sind bisher unbekannt. Die Winde, die meistenteils von Westen und Nordwesten kommen und im Sommer stärker wehen als im Winter, werden in ihrer Heftigkeit hier nicht so empfunden wie z. B. in der Kolonie General San Martin oder sonst weiter im ungeschützten Osten des Chubutterritoriums, da die vorgelagerten Höhen und Gebirgsmassen gleichsam einen Schutzwall bilden. Daher kommt es auch, daß die Temperatur sich hier etwas wärmer gestaltet als in den weiter östlich gelegenen, teilweise schon besiedelten Teilen Chubuts, u. a. im Tal des Gennoa, am Cherque, in der Kolonie Sarmiento. So ergaben meine täglichen Beobachtungen mit einem vorher regulierten Thermometer, daß die Tagestemperaturen am Picogebiet um 2—3° C. höher waren als diejenigen, die zu derselben Zeit das Telegraphenamt in Sarmiento gemessen hatte. Die großen Waldungen und schützenden Höhenzüge verursachen dies, indem sie die Wir-

kung der kalten West- und Nordwestwinde abschwächen derart, daß der Winter im allgemeinen milder ist, als z. B. am Rio Frias oder auf der sog. Pampa Chubuts.

Die von mir angestellten täglichen Beobachtungen um 8 Uhr morgens, 1 Uhr mittags und 6 Uhr nachmittags zeigten eine mittlere Tagestemperatur von:

17,0 °	C.	am	11.	April	1905
16,0 °	„	„	12.	„	„
15,6 °	„	„	13.	„	„
15,6 °	„	„	14.	„	„
16,0 °	„	„	15.	„	„
17,0 °	„	„	16.	„	„
14,6 °	„	„	17.	„	„
14,0 °	„	„	18.	„	„
10,0 °	„	„	19.	„	„
9,0 °	„	„	20.	„	„
10,3 °	„	„	21.	„	„
13,3 °	„	„	22.	„	„
14,6 °	„	„	23.	„	„
13,0 °	„	„	24.	„	„

Hiernach stellt sich die durchschnittliche Tagestemperatur jener kurzen Periode auf 14,04 ° C., während in Chubut an der Küste im Monat April eine mittlere Temperatur von 11,47 ° beobachtet wird. Die Durchschnittstemperatur in den drei Monaten März, April und Mai, also Herbstzeit, beträgt für das Territorium 12,38 °, und zwar:

7,97 °	um	7	Uhr	a. m.	gemessen
18,72 °	„	2	„	p. m.	„
10,44 °	„	9	„	p. m.	„

Erläuternd muß indessen bemerkt werden, daß im ganzen Süden der Argentinischen Republik in diesem Jahre der Winter außerordentlich früh eingesetzt hat, daß Kälte und Schneefall ganz ungewöhnlich früh gekommen sind. Selbstverständlich war dies auch im Picogebiet der Fall, so daß sich dort im allgemeinen höhere Ziffern ergeben werden als die von mir an-

geführten, abgesehen davon, daß die bezüglichen Messungen sich nur auf einen kurzen Zeitraum von 14 Tagen beziehen und in einer nicht gerade günstigen Übergangsperiode gemacht worden sind. — — —

Das ganze Talgebiet ist ein äußerst fruchtbares Weideland. Auf dem lockeren, humusreichen Boden, der nur wenig Geröll und Steine zeigt, wachsen die verschieden-



Im Kordillerental am Picofluß, Friedland.

artigsten Gräser. Die der Steppenregion angehörigen unter dem Namen Coirón bekannten Grassorten (Festuca gracillima, Festuca ovina usw.) sind überall vorhanden, sowohl in den Niederungen wie auf den Höhen.

In den Niederungen, in den Tälern und im Seengebiet gedeihen neben Mallin, niedrigem Schilf und binsenartigen Gewächsen die zarten Rasengräser, die unter dem Namen „pasto fino“ und „pasto tierno“ bekannt sind. Ein feines, helles

Gras, „pasto blanco“ genannt, traf ich dort in großen Strecken, und zwar allein oder vermischt mit anderen Gräsern. Die fetten, weichen, äußerst nahrhaften Mallingräser, die oft ausgedehnte Flächen bedecken, standen stellenweise so hoch, daß unsere Pferde bis über den Sattelgurt darin verschwanden. Freilich wird ja wohl während der paar Wintermonate ein großer Teil dieser herrlichen Weiden unter Wasser gesetzt werden, ähnlich wie es in Deutschland mit den Wiesen- und Weideländereien der Fall ist. Dafür stellt sich aber die Güte und Brauchbarkeit des Grases als nahrhaftes Viehfutter um so besser. Selbst auf den höher gelegenen Teilen ist sog. „pasto tierno“ vorhanden, also kein trockenes Futter, und überall auf dem Waldboden sprießen die saftigen feinen Rasengräser (pasto fino) hervor. Das gleiche gilt von den vielen Seiten- und Quertälern. Hier wie in der Niederung und in der Seenregion kommt die schilfartige Cortadera vor. Junco und Junquillo, beide zur Juncusart gehörig, vielleicht Juncus actus und balticus, außerdem Cebadilla, Bromus unioloides H. B. K. wachsen dort, während an den Hängen und auf den pampaartigen Flächen Yerba negra, hier Nenéo genannt, dessen Blüten den Schafen als Nahrungsmittel dienen, zwischen den Grasbüscheln des Coirón auftritt.

Außer der tiefer gelegenen Zone bieten die oberen pampaähnlichen Strecken, die sich nahe der nördlichen und südlichen Grenzlinie nach Westen zur Waldregion der Kordilleren hin erstrecken, vorzügliches Weideland. Und das ist von unberechenbarem Wert; denn hier finden Rinder, Schafe, Pferde ihre Nahrung, wenn sie in den Wintermonaten das Niederungsgebiet verlassen und weiter oben ihr Futter suchen oder in den mit Wald und Busch bestandenen Partien vor den kalten Winden sich schützen wollen. In allen anderen schon besiedelten Teilen des Chubutterritoriums, wie z. B. am Gennoa, in Choiquenilahue, am Appeleg und Omckel, im Senguérrtal, am Rio Chico, in Sarmiento usw., ist dies nicht möglich, da jene

Höhen bzw. höher gelegenen Ebenen nur recht dürftigen Graswuchs und keinen Baum- oder Buschbestand aufweisen.

Im allgemeinen ergibt sich aus der natürlichen Beschaffenheit die Tatsache, daß das Picogebiet für Viehzucht äußerst geeignet ist.

Das niedrige Buschwerk, das in den Seitentälern hinaufkriecht, allmählich die Abhänge bedeckt und weiter oben auf den Pampaflächen sich bis zu den ersten Waldflecken des Gebirges hinzieht, besteht meistens aus Chacái und Nirre (Nothofagus antarctica). Die hellbraunen kleinen Früchte von Nirre sind eßbar und haben einen brotteigartigen Geschmack. Ein anderer, niedriger Strauch, Chapél genannt, mit kleinen, gezähnten Blättern und weißrötlicher, fünfblätteriger Blüte, ist sehr verbreitet. Von den vielen Mimosenarten ist der Calafátestrauch, Berberis buxifolia, und Michái mit langen Dornen und schwarzblauen Früchten in Masse vertreten. An den Seen wächst der frischgrüne Maiténbaum (Maytenus magellanica) mit rundlich gewölbter Laubkrone, und der Lauro, der Lorbeerstrauch (Laurelia aromatica). Die Nirresträucher erreichen hier schon eine Höhe von 3—6 Metern, mischen sich weiter westlich, wie auch im Norden und Süden der Talsohle mit der sog. Lingue, einer Buchenart, und verschwinden dann im prächtigen Hochwald.

Außer in den Flußläufen und geschützten Talsenkungen beginnt der niedrige Buschbestand bei etwa 700 m über dem Meeresspiegel auf der nördlichen, bei ca. 800 bis 850 m auf der südlichen Seite des Picoflusses. Der Hochwald nimmt seinen Anfang auf dem Nordufer schon in einer Höhe von etwas mehr als 900 m, dagegen auf dem Südufer erst bei ca. 950 m.

Überhaupt ist, allgemein gesprochen, auf den Hängen und Flächen der Nord- und Westseite Wald- und Buschbestand größer als sonstwo im ganzen Gebiet, namentlich als auf der Südseite; eine Folge des natürlichen, durch die Berge gebotenen Schutzes gegen die kalten West- und Nordwestwinde.

Die in diesen Waldungen vorkommenden Bäume sind hauptsächlich Buchenarten, Lingue (Nothofagus pumilio) und Coihue (Nothofagus dombeyi), letztere mehr im Gebirge selbst. Herrliche Stämme, oft 20—30 m hoch, ragen in diesem Waldesdom säulenartig, schlank und gerade in die Höhe und stützen das weitverzweigte Blätterdach. An gutem Bau- und Nutzholz ist hier kein Mangel.

Die schwankende Quila (Chusquea quila), ein bambusartiges, hellblätteriges Rohr, mischt sich in das Unterholz; bescheiden zeigt der Myrtenstrauch seine johannisbeerähnlichen, blau-violetten Früchte im Dunkelgrün des Blattlaubes, und Rarál, dessen Blätter als Medizin gegen Brustschmerzen und Rheumatismus gebraucht werden, schaut verstohlen hinter bemoosten Stämmen hervor. Noch ein anderer Strauch, Pillopillo genannt, tritt hier in Menge auf. Seine Rinde, getrocknet und zerkleinert, gilt bei den Eingeborenen als vorzügliches Heilmittel. Im übrigen wachsen sowohl hier oben im Waldesschatten wie auch unten in der Niederung zwei Arten Salsaparilla, eine groß- und eine kleinblätterige; ferner Chaura, dessen rosafarbene Beeren eßbar sind, Apia (Apium graveoleus L.), eine Petersilien- oder Eppichart. Die breitzackigen Blätter dieser Pflanze werden getrocknet, dann zu Pulver verrieben und geschnupft; sie gelten als Medizin bei Erkältungen gegen Hals- und Nasenleiden. An den Gestaden der Seen wächst die ebenfalls als Heilmittel benutzte Doradilla. Fuchsia magellanica ist dort vertreten. Die wilde Erdbeere (Frutilla) kommt überall vor und bedeckt oft ausgedehnte Flächen, die fast einem wirklichen Erdbeerfelde vergleichbar sind. Auch gibt es hier die sog. Quinoa. Aus ihren mohnartigen Körnern machen die Eingeborenen Mehl und mengen dies in den gewöhnlichen Brotteig, oder sie verwenden sie zur Herstellung einer schmackhaften Suppe. Damit komme ich zu den eigentlichen Nutzpflanzen, die im Haushalte der Menschen eine so große Rolle spielen.

Leinsamen (linaça) gedeiht im Picotal vorzüglich; ebenso Knoblauch, Zwiebel und jede Sorte von Kohl. Bei der Hütte eines Indianers sah ich Rüben und Erbsen. Für den Anbau von Weizen und Gerste sind Boden und Klima äußerst günstig. Von einem Korn Aussaat soll die letzte Ernte 60 bis 80 Ähren ergeben haben, und auf einem kleinen Weizenfeld am Nordufer des Pico zählte ich selbst an drei beliebigen Stellen an einer Wurzel 63, 74 und 76 Halme mit Ähren. Auch im Stroh sind Weizen sowohl wie Gerste vorzüglich. Die Halme erreichen 1,20 bis 1,70 m, also etwa Mannshöhe. Zeit zum Säen ist April und Mai, außerdem zum zweitenmal September. Die Ernte der ersten Aussaat fällt in die Monate Februar und März, die der zweiten etwas später, etwa auf Ende März und Anfang April.

Wie diese Getreidesorten, so liefert auch die Kartoffel gute Erträge. Die Knollen erreichen Faustgröße, sind zart und mehlig und sehr wohlschmeckend. An einer Staude 10 bis 20 Knollen zu finden, ist keine Seltenheit.

Über das Gedeihen von Mais konnte ich nichts Genaues erfahren. Ein Chilene will zwar Versuche mit guten Resultaten gemacht haben. Indessen habe ich mich nicht selbst davon überzeugen können. Dagegen kann als sicher angenommen werden, daß für den Anbau von Hopfen, der z. B. im Bolsontale gut gedeiht, sich hier ein geeignetes Feld bietet.

Alles in allem genommen, ergibt sich die Tatsache, daß das Picogebiet alle natürlichen Grundbedingungen nicht allein für Viehzucht, sondern auch für Ackerbau in hohem Maße besitzt.

Über die Tierwelt ist verhältnismäßig wenig zu sagen. Der Puma, der südamerikanische Löwe ohne Mähne (Felis concolor L.) wird noch angetroffen, und zwar in seinen bekannten drei Spielarten: die eine mit gelbem Fell, die zweite von silbergrauer Färbung und die dritte mit braunem Rücken und weißlich-gelbem Bauch. Dem Menschen gefährlich ist dieses

große Katzentier nun gerade nicht, wohl aber den Haustieren, den Schaf- und Rinderherden, unter denen es zeitweise große Verheerungen anrichten kann. Immerhin hält der Puma keinen Vergleich mit dem afrikanischen Wüstenkönig aus.

Neben dem Löwen ist wohl der Fuchs (zorro) das am eifrigsten gejagte Raubtier. Auch vom südamerikanischen Meister Reineke gibt es zwei Sorten, eine graugelbe (zorro



Bauernhof im Kordillerental, Friedland.

blanco) und eine größere mit dunklerem rötlichen Fell (zorro colorado), Culpeo genannt. Die Vertreter der letzteren werden als nicht ganz so harmlos betrachtet, da es vorgekommen ist, daß sie große Hunde angegriffen haben.

Der Huemúl, der patagonische Hirsch, lebt in den Wäldern der Anden und wird seines guten Felles und des eßbaren Fleisches wegen gejagt.

Zahlreich ist das Guanaco (Auchenia huanaco H. Sm.)

vertreten. Erwähnenswert ist noch das Stinktier oder Skunk (mephitis), hier unter dem Namen Zorrino bekannt; ebenso Pichi, eine Art Erdratte, die sich durch Aufwühlen des Bodens oft unangenehm bemerkbar macht.

Unter den Vögeln nimmt der schnellfüßige Strauß (Rhea Darwinii) die erste Rolle ein. Auch an anderen Vogelarten ist das Gebiet nicht arm. Hoch oben in den Kordilleren zieht der Kondor seine Kreise, und unten an den Seen tummeln sich zahllose wilde Enten und Gänse. Die Hochlandsgans, Mutarde genannt, ist in großen Scharen vertreten. Der Buitre, eine Geierart, sitzt äugend auf einsamer Felsenklippe. Graue Wildtauben flattern zu Hunderten aus dem Waldesschatten über die sonnbestrahlte Weidefläche. Der Specht, Carpintero, im schwarz-weiß-roten Federkleid und mit dem Zimmermannskäppchen auf dem Kopf, hämmert und klopft hier an den Bäumen ebenso herum wie in Deutschlands Forsten.

Von den kleinen Vogelarten, die sich im Grase oder niedrigen Gebüsch verborgen halten oder im Dornbusch ihre kunstgerechten Nester zusammenflechten, soll nur noch die Calándria erwähnt werden, die, etwas größer als ein Spatz, in ihrem unscheinbaren grauen Gefieder mit schwarz und weißen Flügelspitzen kaum auffallen würde. Indessen macht sie sich durch ihre große Zutraulichkeit bemerkbar, kommt z. B. dicht ans Lagerfeuer heran, um einige Brocken Fleisch zu erhaschen, und — ist der einzige Singvogel im ganzen Territorium Chubut.

Was die Haustiere betrifft, so haben die wenigen hier lebenden Indianer dieselben, die auch in Europa bzw. Deutschland gehalten werden, sowohl Vierfüßer: Pferde, Rinder, Schafe, Ziegen usw. wie auch Federvieh: Gänse, Enten, Hühner. — —

In dem Picogebiet (Friedland) wohnen bis jetzt nur fünf Familien. Davon bestehen vier aus Indianern vom Manzanerostamm, die fünfte ist chilenischen Ursprungs. Die Leute sitzen dort, ohne Eigentümer von Grund und Boden zu

sein, fast als unbeschränkte Herren und leben von Viehzucht und Ackerbau. Der Chilene namens Orellano hat sich und seiner neun Köpfe zählenden Familie ein hübsches Häuschen gebaut, die Wände aus Adobe (Erdziegel), das Dach mit Stroh eingedeckt. Daneben steht ein kleinerer Holzbau, der als Küche benützt wird. Freilich ist ja die ganze Einrichtung primitiv, bedeutet aber doch in Anbetracht der vorhandenen Mittel und der dortigen Verhältnisse eine anerkennenswerte Leistung. In der Nähe des Flusses hat er einen Gemüsegarten angelegt mit Kohl, Erbsen, Rüben, Zwiebeln, Schwarzwurzeln u. dgl., während weiter oben ein Kartoffelfeld sich befindet, an das, abgegrenzt durch stehengebliebenen Buschbestand, ein prächtiges Gersten- und Weizenfeld sich anschließt. Zu bedauern ist nur die rücksichtslose Vernichtung der Sträucher und niedrigen Bäume auf weite Strecken hin durch Abbrennen. Zu dem Besitz dieses Chilenen gehören 120 Rinder und 30 Pferde, 21 Gänse und viele Enten und Hühner. Orellano wohnt seit einem Jahre dort und ist nach seiner eigenen Mitteilung äußerst zufrieden.

Ein Indianer, namens Amui Nahuel, d. h. „der Tiger flieht" (zu ergänzen: bei seinem Anblick) ist bereits seit sechs Jahren hier ansässig. Seine Familie zählt sechs Köpfe und wohnt in einem kleinen, aus Holz, Lehm und Strauchwerk erbauten, mit Strohdach versehenen Häuschen am linken Ufer des Arroyo Mula, ungefähr dort, wo ein südlicher Nebenarm einmündet. Auf der anderen, höher gelegenen Seite dieses Baches befindet sich ein großer Viehkral, aus Stämmen und Planken sauber hergerichtet. Am Ufer, zwischen Bäumen und Buschwerk, breitet sich ein Gemüsegarten aus, während an den sanft ansteigenden Talwänden ein Gersten- und Weizenfeld die dunkle Farbe des Geländes unterbrechen. Die Erträge dieser Kornfrüchte sind reichlich, trotzdem die Bebauung des Bodens wie auch der ganze Wirtschaftsbetrieb recht primitiv sind. Gepflügt wird z. B. mit dem einfachen, hakenartigen Holzpflug

aus vergangenen Zeiten; anstatt des Mähens mit Sichel und Sense wird das Getreide mit dem Messer geschnitten; das „Dreschen“ geschieht mit einem einfachen Stock usw.

Wie mir Amui Nahuel erzählte, will er späterhin nur noch Gerste anbauen, da der Weizen im letzten Jahre durch Nachtfrost gelitten hat, die Gerste dagegen intakt geblieben ist.

Ein Teil der Ernte wird nach der nächsten Kolonie General



Niederlassung des Indianers Amui Nahuel in Friedland.

San Martin und an die Ansiedler am Gennoafluß verkauft. Viel ist es ja nicht, und der ganze Ackerbau überhaupt beschränkt sich vorläufig auf den eigenen Hausbedarf, da Kommunikationsmittel noch fehlen und die Bevölkerungszahl des Chubutterritoriums noch recht gering ist.

In größerem Maße wird die Viehzucht betrieben. Amui Nahuel besitzt 200 Rinder, 1100 Schafe, (Criollo-Pamparasse)

und 50 Pferde. Alle Tiere sind der vorzüglichen Weide wegen in einem ausgezeichneten Zustand.

Im allgemeinen muß ich hervorheben, daß ich bei diesen „Halbwilden", in dieser kleinen, einfachen Indianerhütte einen Fleiß, eine Ordnung und Sauberkeit angetroffen habe, die ihresgleichen suchen dürften.

Die Frauen hantieren mit der Spindel, weben aus der hergestellten Schaf- oder Guanacowolle Decken, Gürtel, Ponchos, Bänder von erstaunlicher Feinheit und Kunstfertigkeit; besorgen dabei den Haushalt, die Küche, bereiten aus der Milch wohlschmeckende Butter und Käse und helfen außerdem den Männern bei der Arbeit im Viehkral oder auf dem Felde. Und das alles mit einer gewissen Ruhe und Heiterkeit, die angenehm berühren.

Von diesem kleinen, hübschen Anwesen aus, das ca. 50 m höher liegt als der Picofluß, ist nach Nordwesten hin eine andere Niederlassung sichtbar. Sie gehört dem Indianer Gamarillo, der dort in einem tief eingeschnittenen, dichtbelaubten Seitental seine einfache, anspruchslose Wohnung erbaut hat. Auch er nennt mehr als 1000 Schafe, 150 Rinder und 40 Pferde sein eigen.

Weiter östlich sitzt ein Manzaneroindianer mit etwa 100 Kühen und 1000 Schafen, und nahe der östlichen Grenze wohnt in seiner etwas baufälligen Hütte am Temenáo der alte Ramirez Kalfulé (d. h. der Blaue), der Typus einer echten Rothaut mit kolbenförmiger Hakennase, etwas breiten Backenknochen und pechschwarzem Haupthaar. Er zählt in seinem hübschen, dichtumzäunten Kral 400 fette Schafe und besitzt außerdem ca. 100 Kühe und 15 Pferde. Wie alle anderen, so baut er auch Weizen, Gerste und die im Haushalt erforderlichen Gemüse.

Von allen diesen Leuten, die seit Jahren dort ansässig sind, hörte ich nur eine Meinung, und zwar: „Die paar Wintermonate im Picogebiet sind unangenehm; aber sonst gibt es wohl kaum

ein schöneres und besseres Weideland." Dabei muß man in Betracht ziehen, daß diese Menschen in steter Besorgnis, ihre Plätze verlassen zu müssen, nicht gerade die besten Auskünfte erteilen.

Was den Verkehr betrifft, so erwähnte ich schon, daß Weizen, Gerste usw. nach der benachbarten Kolonie General San Martin zum Verkauf gebracht werden. Ein breiter Karrenweg führt aus der Mitte des Picogebiets direkt nach genannter Kolonie, während verschiedene Seitenpfade den Zugang zu den einzelnen kleinen Niederlassungen ermöglichen. In den verschiedenen Geschäftshäusern und „Bolichen" San Martins können allerhand Waren und Gebrauchsgegenstände, vom Hosenknopf bis zum Anzug und vom einfachen Nagel bis zur Holzsäge, erhandelt werden. Dort gibt es auch Salz, Reis, Kaffee, Tabak, Zucker, Decken, Ponchos usw.; alles indessen für gerade nicht billige Preise; denn der Transport von der Ostküste bis hierher dauert lange und kostet Geld.

Bahnen existieren im ganzen Territorium Chubut bis jetzt mit Ausnahme der 70 Kilometer langen Strecke Puerto Madryn — Trelew leider noch nicht, und so wird denn jeder Transport auf dem Landwege mittels Karre oder Lasttier bewerkstelligt. Da die argentinische Regierung dieses herrliche Kordillerental, „Friedland" genannt, in einer Ausdehnung von ca. 2250 Quadratkilometern für die Besiedelung mit deutschen bzw. germanischen Elementen reserviert hat (Dekret vom 29. November 1904), ist auf Anregung des Verfassers und des rührigen Herrn Adalberto Schmied in Buenos Aires, Calle Bartolome Mitre 556, neuerdings ein Automobildienst eingerichtet worden, und zwar von der Ostküste, Puerto Madryn resp. Trelew bis zum Siedelungsgebiet Friedland am Picofluß. Es werden Personen- und Frachtautomobile in Dienst gestellt, die jene Strecke in ungefähr 25 Fahrstunden zurücklegen. Auf diese Weise ist — bei dem Mangel einer Bahnverbindung — nicht nur Gelegenheit gegeben zum schnellen und bequemen Transport der Landesprodukte

zum Absatzmarkt, sondern es ist auch ein Mittel geschaffen worden, das zur weiteren Erschließung des Landes erheblich beitragen wird.

Alles in allem genommen unterliegt es gar keinem Zweifel, daß das in Rede stehende Gebiet am Picofluß in kolonisatorischer Hinsicht von großer Wichtigkeit ist. Ganz besonders bietet sich gerade hier wegen des gesunden, völlig europäischen Klimas mit Sommer und Winter, wegen der großen Fruchtbarkeit des Bodens, der Schönheit der Natur ein Landkomplex dar, der, wie vielleicht kein zweiter, zur Besiedelung mit germanischen Elementen geeignet ist.

Zunächst würde es sich um Viehzucht handeln, um Ackerbau nur, soweit der eigene Bedarf es notwendig macht. Später bei Besserung der Verkehrsverhältnisse und Zunahme der Bevölkerung käme Ackerbau in größerem Maßstabe in Betracht.

Die günstigen Wasserverhältnisse ermöglichen die Einrichtung industrieller Anlagen, unter anderem solcher mit elektrischem Betriebe, wie z. B. Sägemühlen zur Verwertung des vorhandenen Holzbestandes, Mahlmühlen für Getreide, ferner Milchereien und Käsereien, dann Gerbereien und dergleichen mehr. Der Bau einer Bahn indessen und zwar einer elektrischen, weil billige Wasserkräfte vorhanden sind, wäre das wichtigste, und erst mit einem solchen Verkehrsmittel, das die Ostküste mit den Kordillerentälern verbindet, wird die eigentliche Erschließung dieses so fruchtbaren Landes mit Riesenschritten vor sich gehen. Solange solche Bahn, deren Bau ja nicht mehr in zu weiter Ferne liegen kann, nicht existiert, wird die Besiedelung weniger schnell prosperieren. Immerhin aber braucht dort niemand Not zu leiden, und einem jeden ist die Möglichkeit gegeben, anstatt durch irgendwelche Lohnarbeit abhängig sein Leben zu fristen, hier in einigen Jahren selbständig zu werden und seine eigene Scholle Land zu besitzen.

Das ist ja schließlich die erste und letzte Hoffnung der meisten Menschen, das Endziel aller Arbeit.

Liegen nun auch die Grundbedingungen zur Erreichung eines solchen erstrebenswerten Zieles hier äußerst günstig, so soll man sich doch keinen zu großen Illusionen hingeben. Manche Schwierigkeiten sind zu überwinden, und wie in aller Welt, so sind Arbeit und Ausdauer auch hier erforderlich, namentlich in den ersten Jahren. Ohne Arbeit und Fleiß ist es eben nichts!.

XIII.

Von Saihuéque bis Choiquenilahue.

An den Süden der Kolonie General San Martin angrenzend, liegt ein etwa 250 Quadratkilometer großes Gebiet, das von der Regierung als Besiedelungsland einigen Indianerfamilien überwiesen ist. Der Boden ist sehr salpeterhaltig, namentlich in den Niederungen des Gennoa und im südwestlichen Teil, der in den ausgedehnten Sümpfen des Shamen endigt, d. h. in der vielverzweigten, mit Lachen und Sumpfbildung versehenen Fortsetzung des Arroyo Omckel, dessen schon bei anderer Gelegenheit Erwähnung getan wurde. Steinig und felsig ist die Gegend, so daß eigentlich nur die Schluchten und Talebenen guten Graswuchs besitzen. Granit und Basalt sind vorherrschend, namentlich in der Umgebung des „Piedra Sottel", des Sottelfelsens, der einst, von unterirdischer Gewalt emporgetrieben, mitten im Tal hervorquoll und zu mächtigen Klumpen und nackten Wänden erstarrte.

Die wenigen Indianer, die hier sitzen, treiben ausschließlich Viehzucht. Sie sind teils Tehuelchen, teils Pampas; auch Manzaneros vom Araucanerstamm leben hier. Vielfach schon haben sie sich durch Ehen miteinander gemischt, so daß ein reiner Stamm nicht mehr existiert. Als Wohnung dient diesen Eingeborenen das Zelt, indessen erscheint mehr und mehr die festgebaute Hütte, das Haus aus ungebrannten Ziegeln (Adobe) mit Schilfdach. Das Erdreich ist übrigens hier sehr gut für Ziegelbereitung, d. h. zur Herstellung gebrannter roter Ziegel geeignet. Ich habe dieselbe auf dem Besitze des Herrn Niebuhr

(Firma Fernandez, Bertinat & Niebuhr) gesehen und ebenso auch später am Senguérrfluß, wo ein Österreicher mir die Produkte seiner ersten Versuche zeigte.

In der breiten, grünen Talebene nördlich vom Sottelfelsen



Indianerin von Saihuéque.

lebte und starb der große Saihuéque, ein berühmter Indianerhäuptling, dessen Macht einst sprichwörtlich gewesen ist und der sich einer Ehrfurcht und eines Gehorsams sondergleichen erfreute. Über Tausende hatte er einst geboten. Sein Machtbereich erstreckte sich weit nach Norden bis über Mendoza

hinaus. Ein großer Teil seiner Indianer besaß damals schon feste Wohnsitze, und im Gegensatz zu den nomadisierenden Patagoniern haben jene Araucaner schon so etwas von einer Halbzivilisation angenommen. Die Fruchtbarkeit der von ihnen später bewohnten Gebirgstäler veranlaßte sie zum Weizenbau und zur Viehhaltung. Aus den wild wachsenden Äpfeln jener Gegend machten sie einen starken Obstwein, den sie gegen irgendwelche Bedarfsartikel eintauschten. Ebenso ernteten sie die Früchte der sogenannten Araukaria, die „piñones", aus denen sie ein angenehmes, erfrischendes Getränk herzustellen verstanden. Der Reichtum des Häuptlings Saihuéque war sehr groß. Außer seinen zahlreichen Schaf- und Rinderherden besaß er viel Silberzeug usw., so daß eines seiner Zelte gleichsam als Schatzkammer benutzt wurde.

Und heute? — Der große, reiche Häuptling ist vor wenigen Jahren gestorben. Er selbst und seine Familie sind verarmt, ruiniert von seinen Söhnen und Töchtern, die der liebevollen Umarmung der europäischen Kultur willenlos erlagen und an Vergnügungssucht, Trunk und Spielwut zugrunde gingen.

Abgelegen vom Hauptwege, in einer großen, plateauförmigen Einsenkung zwischen zwei Felskuppen wohnt der alte Tehuelchenindianer Kintruai mit seiner Frau und zwei Töchtern. Neben dem geräumigen Zelt aus Guañacofellen hat er sich ein kleines Haus von Erdziegeln gebaut, mit Holztüren und Fensteröffnungen, die mit hölzernen Läden verschließbar sind. Rein und sauber ist hier alles, die Wohnung, die Gerätschaften, das Kochgeschirr, und auch die Leute selbst machen einen äußerst reinlichen Eindruck, sowohl das alte Ehepaar wie besonders die beiden Töchter mit den schwarzen, schlicht gescheitelten Haaren, die in langen Flechten über die Schultern fallen, den frischen, rotwangigen Gesichtern und der einfachen, aber peinlich sauber gehaltenen Kleidung. Kintruai besitzt 30 Stück Rindvieh und etwa 1000 Schafe. Ob ihm dieser Viehbestand und sein Grundbesitz von ungefähr 625 ha Fläche auch

noch nach einigen Jahren gehören werden? Wie mir erzählt wurde, steckt der Mann trotz seiner Arbeitsamkeit und Nüchternheit jetzt schon in den Krallen der Spekulanten und Bolicheros, die gewissenlos die kleinste menschliche Schwäche ausbeuten, um ihrer Habsucht zu frönen. Langsam aber sicher und: „Tu ich es nicht, dann tut es ein anderer", das ist hier das System eines Geschäfts. Wie es einst dem Häuptling Saihuéque ergangen ist, so wird es auch mit Kintruai enden, und ebenso werden sie alle enden, verdorben — gestorben. Ich finde — vielleicht ist es Einbildung — daß bei allen Indianern, insbesondere bei den älteren Leuten so etwas wie eine stumpfe Resignation zur Geltung kommt, eine stillschweigende Ergebung in das unvermeidliche Schicksal. Auch als ich dort bei Kintruai in seinem Zelt neben dem knisternden Feuer saß und den Maté schlürfte und die Pfeife rauchte, fiel mir dieses auf. Die Leute waren freundlich und gastfrei; wir erzählten und plauderten und lachten auch zuweilen, und ich freute mich, wenn ich in den dunklen, rotwangigen Gesichtern der Töchter die großen, schwarzen Augen und hinter den frischen Lippen die herrlich weißen Zähne sah. Und doch war es immer, als ob ein trüber Schatten zuweilen über alles dahinhuschte, als ob das graue Gespenst der Sorge mit unheimlich drohenden Blicken am Feuer kauerte und den Zeltgenossen schwere Seufzer erpreßte. Und wie hier, so war es mit wenigen Ausnahmen fast überall, wo ich mit Indianern zusammengekommen bin; überall diese traurige, aber stumme Klage gegen ein herbes Geschick. — — —

Die nächsten Tage brachten schlechtes Wetter. Müde und sonnenarm trauerte der herbstliche Himmel, und trostlos blickten die grauen Wolken herab auf die Erde, deren Gräser und Blätter vor dem frostigen Atem des brausenden Windes sich entfärbten. Der Wind, der Wind — hier ist er kein himmlisches Kind, vielmehr ein wilder, störrischer Geselle, der von dort herzukommen scheint, wo der liebe Gott und die lichten, schönen Englein nicht zu Hause sind.

Ich habe ihn manchmal zum Teufel gewünscht — ich meine natürlich den Wind — und auch heute, als ich mit meiner Tropilla über die „Pampa de Gennoa“ ritt und zwischen diesem Fluß und dem Rio Appeleg nur langsam vorankam, äußerte ich jenen Wunsch in gerade nicht gewählten Ausdrücken wohl schon zum zehntenmal. Aber was half's! Die Regenströme rauschten, und der Wind blies weiter und fuhr ungehindert auf seinen dunklen Schwingen über die kahle, öde Fläche. Kein Baum, kein Gehölz ist hier vorhanden, ihm auch nur den geringsten Widerstand zu bieten. Nur niedriges, ganz verkrüppeltes Dorngestrüpp duckt sich ängstlich zwischen Steinen und felsigen Geröllmassen und kriecht zwischen mancherlei Unkraut wie eingeschüchtert am Boden dahin. Auch sonst sieht diese Gegend nicht sehr einladend aus.

Weidegras ist nur von mittelmäßiger Beschaffenheit und in verhältnismäßig geringen Mengen vorhanden; der Boden enthält Salpeter, insbesondere auf den niedriger gelegenen Strecken. Indessen kann Trinkwasser durch Grabungen oder Bohrungen schon in unerheblicher Tiefe erlangt werden. Bei der Telegraphenstation Nueva Lubeca z. B. gibt ein Brunnen bereits bei etwa 2,5 m Tiefe genügend Wasser.

Westlich von hier, also auf dem rechten Ufer des Baches Omckel, erstreckt sich dieselbe einförmige Hochfläche bis zu den Kordilleren hin, wo sie, allmählich ansteigend, mit einzelnen Kuppen und Rücken bis zur Höhe von 1000 und 1100 m emporklimmt und dann nach Westen zum Tal des Rio Frias wieder bis auf 740 m über dem Meeresspiegel abfällt. Auch auf dieser nackten Steinpampa zwischen Omckel und Appeleg ist der Graswuchs nur dürftig; Bäume fehlen gänzlich, und auf der von einem Deutschen angelegten Estanzia ist es nur mit vieler Mühe gelungen, in einer Reihe von Jahren einige schwächliche Baumexemplare zu züchten und am Leben zu erhalten. Daß man auf einem so beschaffenen Terrain, das außerhalb der Kordilleren liegt und daher nicht mehr die günstigen Eigen-



Estanzia auf der Pampa.

schaften und natürlichen Grundbedingungen der fruchtbaren Gebirgstäler aufweist, bisher bloß Viehzucht zu betreiben vermochte, dürfte erklärlich sein. Dabei ist die Schafhaltung bedeutender als die Rindviehzucht.

Nach Süden fällt die mit steinigem Geröll bedeckte Pampa in ziemlich steilen Hängen zum Appeleg ab und bildet dort ein breites Tal, dessen Sohle auf ca. 7—800 m Höhe über dem Meere liegt. Das ganze gleicht auf beiden Ufern, sowohl des Appeleg wie des Gennoa, einer gewaltigen, tischartigen Fläche, einer Meseta, in welche die Flüsse und Bäche ihr steilwandiges und breites Bett tief hineingeschnitten haben, ohne viel Variation, mit derselben Eintönigkeit, die von der öden Oberfläche der Meseta zur Schau getragen wird. Nach Osten zu werden kleine Erhebungen sichtbar mit Steilabfällen, die wie hohe, abgewaschene Flußufer aussehen; dahinter recken sich blaue Kegel auf, und langgestreckte, tafelartige Wälle schieben sich fern am Horizont zu einer hellschimmernden Dunstmauer zusammen. Alles aber ist kahl, und schon kommt ringsumher der flächenartige Charakter der Landschaft anstatt des gewellten Berg- und Hügellandes durchweg zum Ausdruck, namentlich nach Süden zu, wo die weite Ebene ohne Unterbrechung bis zum Horizont reicht. Der Boden ist salpeterhaltig, und das Weidegras wohl infolgedessen nicht das beste. Es soll sich hier auch mehr als Futter für Schafe, weniger für Kühe eignen.

Der Sturm war mittlerweile zum wahren Orkan geworden, der wutschnaubend über die Hochebene dahinfegte. Er raubte uns den Atem und hinderte die armen Tiere am Vorwärtskommen. Es war, als ob er sich uns mit Riesenarmen entgegenstemmte und, wenn dies nicht gelang, aus Zorn einen Regenschauer, vermengt mit scharfen Hagelkörnchen auf uns herniederprasseln ließ. Dann blieben wohl einige Pferde nachdenklich stehen und drehten ihm verächtlich ihre Hinterhälfte zu, und ein Maultier schüttelte unwillig den langgeohrten Kopf, tat einen energischen Sprung und raste davon.

Wir hatten unsere liebe Not, und selbst mein Indianer, dessen Ruhe und stoischen Gleichmut ich sonst bewunderte, spuckte ein paarmal kräftig aus und stieß zwischen den knirschenden Zähnen einen fürchterlichen Fluch hervor. Wen er damit gemeint hat, weiß ich nicht, vielleicht seinen Gualichu, den bösen Geist. So kamen wir denn allmählich die steile Barranka hinunter zum Tal, wo der schneidende Wind nicht mehr in seiner ganzen Heftigkeit empfunden wurde. Hier — es waren ca. 35—40 km von der vorgenannten Telegraphenstation — erhebt sich zur linken Hand ein Felsklotz, auf dessen glatter Wand Figuren und Zeichen in braunroter Farbe angebracht sind. Wiederum ein stummer Zeuge, ein beredtes Denkmal aus längst vergangenen Zeiten von einem untergegangenen Volk. Bei dem schlechten Wetter ließen sich die einzelnen Schriftzeichen nicht gut erkennen. An einzelnen Stellen waren auch Felsstücke herausgebröckelt und Farbe damit verschwunden. Immerhin konnte ich bemerken, daß unter den Figuren die Dreieckform vorherrschte, ähnlich wie auf dem Grabstein zwischen Norquinco und Maitén.

Noch immer heulte der Sturm und strömte der Regen. Der Boden war aufgeweicht. Jetzt mußten wir über einen hoch angeschwollenen Bach, dessen Wasser in beträchtlicher Breite hinabschoß; wie es schien, war die Furt gut. Zwei Pferde und ein Maultier hatten schon vorsichtig tastend das andere Ufer erreicht. Don José, mein Indianer, folgte, dann kamen die anderen Tiere und ich machte den Schluß. Gerade hatten wir die Mitte erreicht, da stolperte eines der Pferde, stieß dabei ein zweites zur Seite und dieses drängte das eben vorbeischreitende Lasttier nach rechts, das nun plötzlich bis zum Halse untersank und sich vergeblich anstrengte, wieder hochzukommen. Uns selbst reichte das Wasser bis über die Sattelgurte. Umsonst versuchten wir, durch Zuruf und Peitschenhiebe das arme Tier vorwärts zu bringen; es sank immer tiefer und schließlich hielt es nur noch den Kopf über

Wasser. Von meinen Gepäckstücken waren nur die oberen noch sichtbar. Ob sich im Wasser nun eine abschüssige, schlammige Stelle befunden hat, ob dort Schlinggewächse vorhanden gewesen sind, in denen sich die Beine des Tieres verwickelt haben mögen, oder ob es zwischen Steinen stecken geblieben ist: ich weiß es nicht. Jedenfalls blieben alle unsere Anstrengungen ohne Resultat; das arme Vieh saß fest im Wasser, und um uns herum toste der Sturm, und die Regentropfen klatschten rasselnd hernieder auf die dunkle Flut.

Alle Wetter, und mein Gepäck, meine Bücher, meine Aufzeichnungen und Skizzen, Films und Photographien! Alles vielleicht schon verdorben. Da kam mein Indianer auf einen Einfall. Er löste vom Sattel seinen Lasso und warf ihn mit Geschick um den Hals des erbarmungswürdigen Maultieres. Dann versuchten wir beide mit vereinten Kräften das Tier herauszuziehen. Es half nichts. Wieder fluchte Don José und guckte mich ärgerlich an. Darauf befestigte er ohne ein Wort zu verlieren schnell das andere Ende des Lassos am großen Sattelring seines Gauls, sprang auf den Rücken des Pferdes und trieb es mit Schenkeldruck und Peitschenhieb zum kräftigen Anziehen an. Erst nach mehreren Versuchen gab das Hindernis nach und das gerettete Maultier wurde ans Land gezerrt, aber — tot! mausetot!

Der Indianer stand sprachlos daneben, tastete und klopfte an Kopf und Leib und Schwanz herum, aber das Tier blieb tot, und Don José sprach so etwas von „schade“ und „ertrunken“, wobei er ein gar mitleidiges Gesicht aufsetzte, und dann murmelte er einige unverständliche Worte vor sich hin, vielleicht ein Stoßgebet für die entflohene Seele des armen Tieres, die er in die Jagdgründe seiner Väter zu befördern geholfen hatte. Auf alle Fälle machte er einen sehr geknickten Eindruck, wohl im bedrückenden Gefühl seiner Schuld und in Erwartung böser Dinge, die da kommen sollten. Aber es kam gar nichts. Ich war ja froh, daß ich mein Gepäck wieder

hatte, und befahl dann, die ganze Last dem anderen Maultier aufzubürden. Das geschah, wenn auch bei dem miserablen Wetter mit allen nur erdenklichen Hindernissen. Durchnäßt von oben bis unten und bis auf die Haut im buchstäblichen Sinne trabten wir dann auf dem schlüpfrigen Wege weiter, und der braune Don José rief ein über das andere Mal „Caramba"! und „Diablo"!; dabei spuckte er aus, weit über den Hals seines Tieres weg und schüttelte sein triefendes Haupt und schielte scheu zu mir herüber. Der frevelhafte Mord des guten Maultieres schien schwer auf ihm zu lasten. Ich saß „gedrückt" im nassen Sattel, denn meine Kleider und der Poncho waren von Wasser vollgesogen wie ein Schwamm und zogen mich mit ihrem Gewicht abwärts. Innerlich aber war ich froh, daß meine Notizen und Aufzeichnungen, Skizzen usw. gerettet waren und daß ich nur einige Gepäckstücke, die etwas Proviant und einige Kleidungsstücke enthielten, in den morastigen Fluten verloren hatte. Das war leicht zu verschmerzen.

Drüben im Westen aber schaute ein neugieriger Sonnenstrahl hinter den schwarzen Wolkenmauern hervor und beleuchtete für einen Augenblick die nasse, feuchte Ebene vor uns. Und da glitzerten hell die Wellen des Rio Appeleg und am jenseitigen Ufer — gottlob — da stand ja ein Gehöft. Zwar war es noch weit, aber es war doch da, und wenn es auch nur eine elende Hütte gewesen wäre; wir brauchten dann die abscheuliche Nacht doch nicht wieder unter freiem Himmel auf durchweichtem Boden zuzubringen. Ich atmete erleichtert auf, vielleicht hörbar, denn Don José schaute mich fragend an, lächelte heute zum erstenmal und zeigte nach der Ansiedlung. Ich nickte zustimmend.

Wir passierten den breiten, vom Sturm aufgewühlten Appeleg und erreichten diesmal ohne Unfall das andere Ufer.

Nach einer Stunde etwa hielten wir vor der Tür des Hauses, wo mir der Besitzer, unter allen Ausrufen und Zeichen des Schreckens und der Verwunderung, schon entgegenkam, und

mich zum Eintreten nötigte. Wir trieften, und in meinen langen Reitstiefeln gluckste es verdächtig, und wo wir standen, bildeten sich Lachen und der festgestampfte Boden verwandelte sich dort in kurzer Zeit in einen schlammigen Brei. Das hinderte aber nicht, daß wir erst verschiedene ganz heiße Matés in unseren Leib hineinschlürften; erst dann, als wir den inneren Menschen erwärmt hatten, stiegen wir aus unseren nassen,



Botellos Besitz in Choiquenilahue.

beschmutzten Kleidern und schlüpften in trockenes Zeug, das der menschenfreundliche Wirt uns herbeibrachte. Es paßte zwar nicht ganz, und ich mag wohl wunderlich darin ausgesehen haben; aber es wärmte. Und das war zunächst das wichtigste.

Der Besitzer dieser Estanzia ist ein Argentiner aus der Provinz Corrientes, namens Botello, der älteste Ansiedler in dieser Gegend am Gennoa, Appeleg, und Senguérr, die den Namen „Choiquenilahue“ führt, das heißt „der Straußenpaß“.

Señor Botello ist mit einer Vollblutindianerin aus dem Tehuelchenstamm verheiratet. Seine Besitzung hat eine Ausdehnung von 4 Legua, d. h. 100 Quadratkilometer. Der Graswuchs ist im allgemeinen gut, und Viehzucht kann daher mit gutem Erfolg getrieben werden. Namentlich ist die Milchergiebigkeit der Kühe vorzüglich. Der Fettgehalt der Milch ist groß, und Butter- und Käsebereitung können infolgedessen gute Erträge abwerfen. Auf der gesamten Fläche hält Señor Botello etwas mehr als 10 000 Stück Vieh, d. h. Rinder und Schafe zusammen, indessen auch nur während des Sommers, also etwa 5 Monate lang. Im Winter setzen die Überschwemmungen das Talgebiet unter Wasser, und die ganze Ebene gleicht dann einem mächtigen See. Die Tiere sind in jener Zeit genötigt, hinauf zur sog. Meseta zu gehen, zur weitgedehnten Pampafläche, wo sie hinreichend Futter finden und in den niedrigen Dornbüschen einigermaßen Schutz suchen können. Denn die Stürme hausen hier mit gewaltiger Kraft. Ackerbau ist aus diesem Grunde bisher nicht möglich gewesen.

XIV.

Am Rio Senguérr und Rio Mayo.

Von Choiquenilahue, das 490 m über dem Meeresspiegel liegt, erstreckt sich westwärts eine tischförmige Pampa zu beiden Seiten des Rio Senguérr, der, aus dem Lago Fontana in den Kordilleren kommend, von Westen nach Osten fließt, hier in der Nähe der Estanzia Botellos im rechten Winkel nach Süden abbiegt und in südöstlicher Richtung bis fast zum 46. Grad südlicher Breite, zur Grenze vom Territorium Santa Cruz läuft. Dort macht er wieder eine rechtwinklige Biegung und strömt nach Nordosten zum Lago Musters.

Der Boden jener Meseta ist zumeist sandig und von einer Decke aus Geröll und Steinen überlagert, auf der nur eine dürftige Vegetation zum Vorschein kommt.

Die Steppengräser, hier allgemein Coirón genannt, gedeihen aber gut. Sie sind es, die während der Winterszeit dem Vieh als Futter dienen. In einzelnen Tälern gibt es besseren Boden, da sich dort die herabgeschwemmten Verwitterungsprodukte des Gesteins angesammelt und eine fruchtbare Humusschicht gebildet haben.

Fließendes Wasser fehlt; dafür sind genügend Wasseransammlungen vorhanden, stehende Gewässer, die sog. Manantiales. Brunnenanlagen sind außerdem mit verhältnismäßig geringer Mühe zu ermöglichen, so daß eine Bewässerung dieses Gebietes kaum auf Schwierigkeiten stoßen würde.

Ein tief eingeschnittenes Tal mit hohen, steilen Seitenwänden zieht sich zu beiden Seiten des Rio Senguérr hin, von seinem ersten Knie bei der Estanzia Botello südwärts bis zur

Einmündung des Rio Mayo. Stellenweis erreicht diese Ebene eine Breite von 6—7 km und ist mit saftigen Gräsern bestanden, die ein vorzügliches Viehfutter abgeben. Baumwuchs fehlt; selbst das dürftige Dorngestrüpp an den Abhängen verschwindet oben auf der Meseta, die flach, steinig und sandig einen öden, trostlosen Anblick gewährt. Weiter im Westen baut sich auf dieser ungeheuren Fläche eine zweite auf, und diese wieder wird überragt von einer dritten, die sich bis zu dem Fuße der Ausläufer der Anden erstreckt. Auf dem östlichen Ufer des Senguérr ist die Pampa anfangs leicht gewellt und geht dann mit schroffen Rändern und Kuppen in jenen Höhenzug über, der sich vom südlichen U-förmigen Bogen des Flusses zwischen diesem und dem Lago Musters nach Norden zieht und sich an einigen Stellen zur Höhe von 1200 und 1300 m und mehr erhebt. Die Talsohle des Senguérr liegt etwa 450 m über dem Meeresspiegel, während der obere Rand bzw. der Beginn der kahlen Steinpampa auf 550—600 m hoch gelegen ist. Die äußere Form dieser Meseta auf dem östlichen Ufer erinnert sehr an die sog. Kranzbildung in Südafrika. Die Gesteinsmasse besteht hauptsächlich aus Basalt von schwarzer oder brauner Farbe. Dazwischen finden sich Basaltschlacken von hellbrauner bis gelblicher Färbung und kalkige Gebilde, Knollen von kohlensaurem Kalk, die sich wie weiße Flecke aus dem im allgemeinen dunklen Kolorit der wüsten Landschaft hervorheben. Auf den oben zutage tretenden Basaltfelsen lagert eine Schicht von grobem Geröll und Sand, dem Verwitterungsprodukt von Porphyr- und Granitsteinen.

Nur eine kümmerliche Vegetation kann in solcher unfruchtbaren Öde gedeihen. Außer den spärlichen Coirón-gräsern wächst dort zwischen dem scharfkantigen harten Stein-geröll nur verkrüppeltes Dorngestrüpp. Hier und da steht verlassen eine kleine Sampastaude mit ihren graugrünen Blättern; auch Nenéo ist anzutreffen neben niedrigen, trocken aussehenden Moosen und stacheligem Unkraut.



Am Rio Senguérr.

Das Talgebiet, durch das sich der Senguérr in tausendfachen Krümmungen hinschlängelt, hier verschiedene Arme bildend, dort gewaltige Schneckenwindungen machend, so daß es oft aussieht, als wolle er in seinem eigenen Laufe umkehren, ist bewohnt. Die Regierung hat hier das Land vermessen und zu Losen von je einer viertel Legua = 625 ha abteilen lassen zwecks Besiedelung. Die Bedingungen sind dieselben wie in der Kolonie General San Martin. Meistens sind es Indianer, die sich hier niedergelassen haben, und zwar Tehuelchen unter dem Häuptling Canquél. Sie treiben ausschließlich Viehzucht und wohnen teils in Zelten, teils in festen Hütten aus Adobe. Ich traf diese Eingeborenen gerade beim Einfangen der jungen Rinder zum Markieren. Vier oder fünf Leute zu Pferde jagen in gestrecktem Galopp wild hinter dem Tiere her; im geeigneten Augenblick saust der Lasso durch die Luft und legt sich als Schlinge dem Rind um Hals oder Hörner oder Beine. Brüllend vor Wut zerrt dieses daran und sucht zu entkommen, wobei nun das gelehrige Pferd, an dessen Sattelring der Lasso befestigt ist, die Füße vorwärts bzw. seitwärts stemmend, das Tier zum Stehen bringt. Mit Hilfe der anderen Leute wird es dann in die Nähe des Feuers gebracht, wo die Eisen mit der Marke des Eigentümers glühend gehalten werden; dann wird es zu Boden geworfen, und jene Prozedur des „Stempelns“ geht vor sich, der sich die gefangenen Engländer im Transvaalkriege einstmals ganz gegen ihren Willen unterzogen haben sollen. Da zu einem solchen „Familienfest“ die nächsten Nachbarn und Freunde erscheinen, um hilfreich Hand zu leisten, brodelt an dem Feuer auch ein großer Wasserkessel für den Paraguaytee, und der Maté macht unzählige Male seine Runde.

Wiederholt habe ich Gelegenheit gehabt, Indianer reiten zu sehen, nicht nur beim Einfangen und Lassieren von Vieh, sondern unter anderem auch beim Bändigen von Pferden usw., und stets mußte ich ihnen Bewunderung zollen ob ihrer großen

Geschicklichkeit und Kraftentfaltung bei Ausübung dieser Kunst. Es ist erstaunenswert, wie ein Volk, dem früher das Pferd ein unbekanntes Tier gewesen ist, sich im Laufe der Zeit zu einem vorzüglichen Reitervolk ausgebildet hat. Auch hinsichtlich der Behandlung der Tiere habe ich beobachtet, daß der „wilde“ Indianer im allgemeinen humaner ist, als der Weiße der romannischen Rasse, daß namentlich beim Zähmen der Pferde der „grausame“ Indianer nicht mit jener schrecklichen Brutalität verfährt, die der romanische Argentiner anwendet, um dem Tiere ein für allemal die Willenskraft in rohester Weise zu brechen. Häufig schon am ersten Tage solcher Behandlung ist das Pferd tatsächlich gebrochen, ein willenloses, halbblödes Geschöpf, das nie mehr eine Zuneigung zu seinem Herrn und Reiter fassen wird. Diese ist ihm gründlich ausgetrieben worden, und nur die Abneigung und Furcht vor seinem Bändiger ist geblieben.

Es war ungefähr gegen Mittag, als ich, an den Toldos jener Tehuelchen vorüberreitend, das wilde Jagen hinter einem Bullen und das Lassieren desselben beobachtete. Ich hielt für kurze Zeit, um das interessante Schauspiel besser betrachten zu können. Schnaubend und fauchend, mit blutunterlaufenen Augen und hochgehobenem Schwanz stürmte das gehetzte Tier auf der weiten Fläche vorwärts; hinter ihm im gestreckten Galopp drei braunhäutige Burschen, den Lasso hoch in der Luft schwingend. Der Bulle hatte seinen Weg zu mir und meiner Tropilla genommen. Immer näher kam er, schon hörte ich das Keuchen und Brummen, und mein Pferd wurde unruhig. Da sauste es durch die Luft; ein Lasso senkte sich hernieder und legte sich um den Hals des Rindes, das nun verzweifelt zerrte und schüttelte und zog, in ohnmächtiger Wut den Boden zerstampfte und dabei ein klägliches Geheul ausstieß. Wie in Erz gegossen saß der Reiter; sein Pferd parierte durch Gegenstemmen den Ruck am Lasso. Dann wurde mit Hilfe der übrigen zwei Indianer der eingefangene Bulle zum

Feuerplatz getrieben. Das sich wie rasend gebärdende Tier versuchte sich auf einen der Reiter zu stürzen, namentlich auf den, der es am Lasso gebunden hielt. Ich wartete und besah mir die Sache. Da trat ein alter, hochgewachsener Mann zu mir. Seine Kleidung bestand in einem mantelartigen Überwurf aus zusammengenähten Guanacofellen, deren innere haarlose Seite Bemalung zeigte. Figuren und Linien, Quadrate und Dreiecke waren dort in symmetrischer Anordnung zusammengefügt, derart, daß das ganze ein mosaikartiges Aussehen erhielt, und nicht etwa regellos; vielmehr bildeten die kleinen, etwa 1 qcm großen Figuren wieder größere, die ihrerseits die ganze Fläche, also etwa 2 m im Quadrat, in einer wunderbaren Symmetrie bedeckten. Die Farben waren hauptsächlich braun (wahrscheinlich gebrannte Ockererde), schwarz und weiß. Außer als Schmuck soll diese Bemalung auch als Schutzmittel gegen Nässe dienen, da die Farbe infolge ihrer Zusammensetzung die Eigenschaft besitzt, die unbehaarte Fellseite undurchlässig zu machen. Der alte Indianer bat mich, abzusteigen und in sein Zelt zu kommen. Ich willfahrte, da es ohnehin Mittagszeit war und eine kleine Rast für Mensch und Tier ganz angebracht erschien. Bald saßen wir im geräumigen Toldo am Feuer. Der Maté kreiste, während am mächtigen Bratspieß ein Rippenstück von ansehnlichem Umfang geröstet wurde. Sorgfältig wendete und drehte ein Indianerweib den duftenden Braten, um ihn gleichmäßig der Einwirkung des Feuers auszusetzen. Prasselnd und zischend tropfte das Fett hinunter in die Flammen, die dann jedesmal erschreckt emporflackerten. Der Spieß mit dem braun gerösteten Rippenstück wurde jetzt vom Feuer genommen, mit Längs- und Querschnitten versehen und mit Salzwasser begossen, dann noch einmal nur für einen Moment ans Feuer gestellt, 2—3 mal gewendet, und — der „Asado“ d. h. Spießbraten war fertig. Ohne weitere Zeremonien zog nun ein jeder sein langes, scharfes Dolchmesser aus dem Gürtel und schnitt sich ein beliebiges Stück vom

Braten ab, das er unter Zuhilfenahme der Finger und eben jenes Messers mit Appetit verspeiste. Ich tat natürlich dasselbe, und als ich fertig war und mit einem herzlichen „gracias“ mein Messer am Stiefelschaft abzog und dann in meinen Ledergurt steckte, fühlte ich doch ein wohliges Behagen in meinem Innern, und ich muß wohl schmunzelnd meinen Mund mit dem Taschentuch gewischt haben, denn die braunhäutigen Zelt-



Tehuelchen-Indianer vor ihrem Zelt.

genossen freuten sich ebenfalls und grinsten und lachten und schienen befriedigt und vergnügt zu sein. Als dann eine Pfeife Tabak geraucht wurde und der Maté wieder in seine Rechte trat, fragte mich mein liebenswürdiger Wirt, ob es mir geschmeckt habe, ob ich vielleicht noch etwas wünsche.

„Nein, ich danke, ich habe vollauf genug und das Fleisch war ja vorzüglich. Es hat mir selten so gut geschmeckt wie heute.“

„Ei ja, das will ich glauben,“ nickte die alte Rothaut, und dabei lächelte der Mann zufrieden vor sich hin. „Aber es hat sich gut getroffen. Mein Bruder ist hier zu Besuch und einige Nachbarn sind auch gekommen, um uns bei der Arbeit da draußen zu helfen. Da haben wir denn heute Morgen ein gutes Pferd geschlachtet; Herr, es war auch unser bestes Stutenfohlen, und das Fleisch war wirklich gut. Nicht wahr?“

Ich wußte erst nicht, wie mir geschah. In meinem Leibe fing das verspeiste Pferdefleisch an, sich zu bewegen. Indessen ich bezwang mich und antwortete recht lebhaft:

„Si Señor, muy rico; es war wirklich vorzüglich.“ Dann eilte ich spornstreichs hinaus ins Freie . . .

Ich habe später noch viele Male Pferdefleisch gegessen, sogar schon am folgenden Tage, und habe mich daran gewöhnt. Offen muß ich bekennen: es schmeckt sehr gut, und unsere Abneigung davor ist nur etwas Überliefertes, Anerzogenes, Angewöhntes. Allerdings nehmen die Indianer zu ihrem Essen nicht alte, abgetriebene Klepper und kranke Gäule, sondern junge, völlig gesunde Tiere. Und darin liegt wohl der große Unterschied zwischen dem Verspeisen von Roßfleisch bei dem Indianer hier und bei den weißen Menschen im alten Europa.

Etwa 60 km südlich von Choiquenilahue rücken die Talwände eng zusammen und bilden eine Art steilwandiges Tor von kaum 150 m Breite, dessen oberer Rand, aus völlig zersetzten vulkanischen Gesteinen bestehend, ein wildzerborstenes Aussehen hat und unmittelbar in die mit Geröll und Sandsteinmassen bedeckte pampaähnliche Hochebene übergeht. Der Boden ist hier stellenweis kalkhaltig; Gips kommt in faserigen Gebilden vielfach vor. Ebenso sind Salzablagerungen an mehreren Plätzen zu finden, z. B. 30 km nordwestlich von hier, außerdem in einer Entfernung von 13 bis 15 km südwestlich von dem soeben erwähnten Tor. Das dort vorhandene Salz ist von guter Beschaffenheit, relativ feinkörnig und wird von den Leuten als Speisezusatz benutzt.

Der Talboden selbst zeigt hauptsächlich sandige Bestandteile, bis auf 1,8 m Tiefe. Unter dieser Sandschicht, die von tonhaltigen Sedimenten, vermengt mit Mergel und Kalk, durchzogen ist, befindet sich ein ca. 0,5 m starkes Konglomerat, das Steine und rundliche Kiesel bis zur Faustgröße enthält. Nach unten folgen wieder ton- und lehmhaltige Sandablagerungen. Die ganze Gegend macht im allgemeinen einen öden Eindruck, der durch das Fehlen einer kräftigen Vegetation nur noch erhöht wird.

Je weiter man nach Süden kommt, desto mehr treten an den Abhängen sandige Flächen hervor; das linke Ufer erscheint beinahe wie ein Riesenbau von Schanzen und Bastionen; so türmen sich dort Sand- und Lehmwände aufeinander. Hinauf und hinunter windet sich der schmale Pfad, wenn überhaupt von einem solchen gesprochen werden kann. Denn nur zu häufig hört er völlig auf, und oftmals stand ich entweder eingeengt zwischen Wasser und steilragender Uferwand oder inmitten einer schauerlichen Schlucht, in der es aussah, als ob dämonische Gewalten im wütenden Kampf gegeneinander getobt hätten. Noch einmal, etwa 17 km südlich von dem oben genannten Tor rücken die Ufer des Senguérr nahe zusammen und bilden eine zweite Verengung mit senkrechten Felswänden, die zumeist aus völlig verwitterten, vulkanischen Gesteinsmassen bestehen. Die äußere Formation zeigt ausgesprochene Kranzbildung auf beiden Seiten des Stromes. Drohend wie halbverfallene Türme einer Ruine oder wie zerschossenes Schanzenmauerwerk, so ragt aus den Schutt- und Trümmermassen das Felsgestein hervor, zerrissen, zerfetzt, hier wie auseinandergeschleudert von zorniger Hand, dort aufeinandergetürmt oder zusammengeworfen zu regellosen Haufen. Etwas Unheimliches liegt auf dieser Landschaft, und fast unheimlich tönt der Hufschlag unserer Reittiere in der menschenverlassenen Einsamkeit.

„Da ist Rauch,“ bemerkt mein Begleiter.

„Gut, also vorwärts!“

In 15 Minuten etwa halten wir vor zwei Indianerzelten; es waren Tehuelchen, die sich in dieser gottverlassenen Wüstenei niedergelassen hatten. Neugierig laufen die Insassen zusammen, Männer, Weiber, Kinder, und mit erstaunten Blicken betrachten sie mich.

„Wo geht hier der Weg zum Rio Mayo?“ frage ich einen kräftigen, hünenhaft gebauten jungen Mann, der mir am nächsten steht.

Er zuckt die Achseln und schüttelt mit dem Kopf. Mein Begleiter wiederholt die Frage und spricht mit dem Indianer in der Eingeborenensprache. Nach langem Hin und Her erfahre ich das Resultat: Hier gibt es keinen Weg mehr; unten ist unpassierbares Sumpfland und der Fluß, und sonst rings herum nur eine tief eingeschnittene Schlucht mit steil aufstrebenden Hängen. Wenn wir nicht vorziehen, umzukehren, müssen wir dort hinauf. Der Indianer zeigte nach der betreffenden Höhe.

Heiliger Himmel, also da hinauf!? Ich betrachtete mir die Sache da vor uns etwas und überlegte. Jedenfalls war das schwierige Vorwärts besser als das bequemere Zurück.

„Also einen Pfad gibt es nicht,“ vergewisserte ich mich.

„Nein, Herr!“

„Nun, dann das Maultier nach vorn; es findet stets den besten Weg; darauf vorsichtig die Pferde hintereinander. Vámos!“

Mein Führer trieb an und ich folgte. Donner, das war eine Kletterei. Noch heute überläuft mich ein leichter Rieselschauer, wenn ich daran zurückdenke. Und dazu diese Einöde in ihrer elenden Nacktheit, mit ihren gigantischen Lehmmauern und kalkigen Tonwänden, die von Höllengeistern zu Riesenschanzen aufgetürmt und dann ins Fratzenhafte verzerrt zu sein scheinen. Alles ist hier Sediment, vom Flußufer bis hinauf zum letzten Rande, und die ganze Masse ist durchzogen von

horizontalen Ablagerungen aus festerem Material, so daß diese Naturmauern das Aussehen haben, als ob sie bei ihrem langsamen Aufbau gewaltsame Unterbrechung oder überhastete Änderungen erduldet hätten, die in mehreren Absätzen zum Ausdruck kommen. Oftmals sind acht solcher Absätze aufeinander geschichtet. Die sanft geneigte Ebene bis zum Flußufer hin besteht aus lehmigem Kalk und Ton, ist an der Ober-



Indianer vom Pampastamm.

fläche trocken und hart, darunter aber naß und moderig. Nur Dorngestrüpp, Calafáte und Chapél fristen hier in greller Sonne ihr Dasein, die den Boden mit ihren Strahlen ausgedörrt hat, daß er geborsten und zerrissen ist. Lange Spalten ziehen sich von den Schluchten der Talwände hinab bis zum Flusse. Eine Menge von Lachen und Tümpeln, Ansammlungen von Regenwasser, deren Umgebung meistens einen dunklen Morast bildet, zwingen den Reiter zur Vorsicht. Und nur behutsam schreitet

das Roß auf dieser das Auge blendenden, hart und fest erscheinenden kahlen Fläche, die nur hin und wieder von dürftigem Gras und niedrigem Strauchwerk unterbrochen wird. Nahe am Flusse wächst hochhalmiges, grünes Schilf. Geröll und festes Gestein kommen hier wenig vor. Nirgends, weit und breit, soweit das Auge reicht, ein Lebewesen. Keine menschliche Behausung, keine Hütte, nichts; eine unheimliche Stille, in der jeder Laut verhallt wie in Todesschweigen. Und immer wilder wird die Umgebung, immer öder, leerer. Geisterhaft bleich stieren die weißlichen Sandmassen den einsamen Wanderer an; gespenstisch heben sich die zerwühlten Klumpen und Haufen vom stahlblauen Himmel ab. Allmählich geht die helle, weiße Farbe der Uferwände ins Gelbe über; mehr und mehr treten braune und rötliche Flecken auf, und plötzlich — es war $4^1/_2$ Uhr nachmittags — erscheint das ganze linke Ufer feuerrot. Alles ist dort in Rot getaucht, übergossen wie mit Blut, durchglüht von Feuer, wie lodernde Flammen beim Weltenbrande. Und in den Wellen des Senguérr das gleiche Spiegelbild, glänzend, zitternd, wie eine riesenhafte Blutlache. Und hinter jenen in Feuersglut erstarrten Ruinen erheben sich farblos und blaß gleich weißen Leichenhügeln andere langgestreckte Bergrücken, flimmernd im Strahl der sinkenden Sonne. Fast atemlos blickte ich in diese schaurige und gewaltige Landschaft hinein, die aus dem flammenden Höllengrund zu stammen schien und mir vorkam wie eine Welt dämonischer Willkür und finsteren Trotzes, eine Welt des Aufruhrs wilder Elemente, denen erst ein allmächtiger Schöpfergedanke Ruhe gebot. Und Ruhe, ja die Ruhe des Todes scheint seither in diesem großen Höllental zu herrschen, aus dem der Modergeruch einer längst verwesten Vergangenheit aufsteigt; alles Leben verschüttet, verschollen, wie wenn ein steinernes Entsetzen sich der Natur beim Anblick von etwas Schrecklichem bemächtigt hätte.

Weiter flußabwärts kommen diese roten Schichten auch auf dem rechten Ufer vor; sie fallen im allgemeinen nach Süd-

westen ein. Immer aber sind sie durchsetzt von helleren, weißlichgrauen, oft ins gelbliche spielenden Sedimenten, während sie ganz oben von einer dunkelbraunen Decke überlagert werden, die spärliches Büschelgras und Gestrüpp hervorsprießen läßt.

Schier endlos dehnte sich diese tote Gegend mit den baumlosen Wänden, endlos und gleichförmig und dabei ermüdend, abspannend, geradezu marternd, als wenn tausend unsichtbare Spukgestalten hier ihr Unwesen trieben. Phantastische Wolken zogen am Himmel vorüber. Ihre dunklen Schatten huschten über das Wasser, an den Hängen entlang, bis sie in die Schluchten hineinkrochen, um weiter oben nahe am Steilrand in fratzenhaftem Teufelstanz vorbeizugleiten und dann zu verschwinden.

Und immer weiter ritten wir, still und stumm ob des Geschauten; und immer noch wollten diese vegetationslosen Schanzen und Mauern kein Ende nehmen. Eine Biegung folgte der anderen. Das Tagesgestirn war bereits hinter den Höhen versunken. Da scheint das Gelände mit einem Male im Süden von einem vorgeschobenen Bergzug wie von einem Querriegel verschlossen; gurgelnde Töne, vermischt mit einem gleichmäßigen Rauschen dringen von dort zu mir herüber. Nach kurzer Zeit stoßen wir auf eine halbinselartige Anhäufung von Felsklötzen und Steinklumpen. Es ist die Stelle, wo der von Westen nach Osten fließende Rio Mayo in den Senguérr einmündet. Nun ging es das nördliche Ufer des Mayo aufwärts, soweit es noch möglich war. Mittlerweile war es dunkel geworden. Tiefer sank das Grau der Dämmerung, und von den finsteren Berghängen kamen die Schatten der Nacht und lagerten sich auf die einsame Niederung. Hier ruhten die schwarzen Bergmassen wie schlafende Ungeheuer mit ausgestreckten Leibern und gesenkten Köpfen. Geisterhaft, drohend reckten einige Büsche ihre verkrüppelten Zweige in den Nachthimmel hinein, dessen Horizont in gelber Glut zu leuchten schien. Eine dichte

Finsternis war hereingebrochen und brütete über dem Tal. Weg und Steg waren nicht vorhanden. Wir mußten Halt machen und hier die Nacht verbringen.

Nahe dem Ufer des Rio Mayo, nur etwa 20 m von ihm entfernt, hatten wir das Lagerfeuer angezündet aus dürrem Wurzelwerk, Grasbüscheln und einigen trockenen Dornzweigen. Viel war ja nicht nötig, nur etwas, um heißes Wasser für den Maté bereiten zu können. Denn der leere Magen verlangte nach einem mühsamen Ritte wie dem heutigen irgend eine Stärkung. Mein Führer und ich schlürften unseren Paraguaytee, das einzige, was wir bei uns führten; abseits weideten die Tiere. In weiter Runde herrschte eine schweigende, erschreckende Einsamkeit, die wie ein Alpdruck auf der Natur zu lasten schien und erst das Unheimliche verlor, als am Firmament die blinkenden Sterne emporstiegen und das bleiche Licht der Mondsichel auf den schwarzen Nachtflor herniederfloß. Da zog es wie ein bläulicher Dämmerschein über die schlummernde Erde, über die blitzenden Wellen des Flusses, über Gräser, über Sträucher und über die spukhaften Gestalten der schlafenden Ungetüme an den Schluchten der Bergzüge.

Unser Feuer war erloschen; von den verglimmenden Aschenresten kräuselte langsam ein weißlicher Rauchstreifen nach oben. Ich hatte mich in meinen Poncho gewickelt und auf mein „Prachtbett" neben einem Strauch, der mir gegen den kühlen Nachtwind Schutz geben sollte, ausgestreckt. Eine Decke hatte ich mir über den Kopf gezogen und war eingeschlafen. Noch hörte ich das leise Rauschen des Flusses; noch weilte ich in Gedanken bei unseren Pferden, die in der Niederung da unten grasten, und ich glaubte deutlich das taktmäßig knirschende Geräusch beim Zerkauen des Futters zu vernehmen. Und da hob plötzlich mein treuer Schecke, den ich für gewöhnlich ritt, den Kopf und blähte seine rosaweißen Nüstern, als lausche er auf irgend etwas Außerordentliches, und ein Getrappel von unruhigen Pferdehufen drang zu mir herüber.

Ich weiß nicht, schlief ich oder träumte ich im Halbschlaf. Mir war es mit einem Male, als ob mein Reitpferd an meinem Lager stände und mich beschnupperte und dann ganz sachte, vorsichtig tastend über mich hinwegschritt. Ich weiß nur noch, daß ich den rechten Arm schützend vor mein Gesicht legte und aufmerksam horchte. Und jetzt — ich war völlig erwacht — höre ich deutlich ein Geräusch in meiner Nähe, ein leises Brummen und Knurren. Mit einem Ruck schnelle ich empor und mein Blick trifft auf ein Etwas, das mir vor Entsetzen das Blut in den Adern erstarren macht. Zu meinen Füßen steht ein mächtiges, katzenartiges Tier, das mich mit funkelnden Augen anstiert und seinen langen Schweif schlangenartig hin und her bewegt. Es ist ein Löwe, ein Puma. Was ich in diesem Augenblick gedacht habe, ist mir nicht bewußt; nur erinnere ich mich, daß mich das Bewußtsein einer augenblicklichen Wehrlosigkeit überkam und daß der Gedanke an meinen Revolver, der ja neben meinem Sattel liegen mußte, mir wie ein Blitz durch das Gehirn zuckte. Ich konnte mich nicht rühren. Wir schauten uns gegenseitig an, das Biest und ich, der eine jedenfalls nicht minder erschrocken wie der andere. Ob sich uns beiden auch die Haare vor Entsetzen gesträubt haben, vermag ich nicht anzugeben, vielleicht dem Puma mehr als mir. Denn ich hörte nur ein dumpfes Knurren und Fauchen — und mit einem gewaltigen Sprung setzte das Katzenvieh über das Gestrüpp und war im hohen Grase verschwunden. Ich werde diese Nacht nie vergessen. Am nächsten Morgen zeigte mir mein Führer die Spuren, und wir fanden im Dornbusch, neben dem ich geschlafen hatte, einige hängen gebliebene gelbbraune Haarflocken des Raubtieres. Unsere Pferde aber waren auseinander geraten; es kostete viel Mühe, die geängstigten Tiere wieder zusammenzutreiben und einzufangen.

XV.

Kolonie Sarmiento.

An diesem Tage zogen wir auf dem rechten Ufer des Rio Mayo eine ziemliche Strecke hinauf, bis wir eine geeignete Furt fanden, wo wir den Übergang bewerkstelligten. Die Szenerie ist hier etwa die gleiche wie am Senguérr. Dieselben hochragenden Steilwände aus Sand- und Tonmassen und oben die weitgedehnte, tischförmige Pampa; dieselben tiefeingeschnittenen Schluchten, Cañadons genannt, die sich oft 15 km und weiter hineinziehen; dieselbe Vegetation in der Niederung, saftige Mallin- und Coiróngräser und Schilf in der Nähe der Ufer und oben zwischen Sand und Geröll spärlicher Graswuchs, der mit Unkraut vermischt ist.

In und bei einem solchen „Cañadon" traf ich große Viehherden auf gutem Weideland. Im allgemeinen ist die Gegend baumlos; der lehm- und tonhaltige Boden zeigt viel Salpeterausscheidungen, und Sumpfbildungen sind sehr häufig.

Nach einem scharfen Ritt in südöstlicher Richtung über die Pampa, die auch hier in Öde und Einsamkeit glänzt, und deren Höhe über dem Meeresspiegel durchschnittlich 350 m beträgt, gelangten wir durch eine tiefe Einsenkung wieder zum Südufer des Senguérr. Endlos erscheinen hier die Uferwände, unzählig die Biegungen des Flusses, die in ihrer ewigen Wiederholung einen fast zur Verzweiflung treiben können. Denn kaum hofft man, einigermaßen einen Abschluß erreicht zu haben,

und wenn es auch nur zu dem Zwecke wäre, für einen Moment aus diesem Labyrinth herauszukommen, oder um sich durch einen Überblick zu orientieren, dann türmen sich sofort neue Wälle auf, neue Querriegel verschließen die Fernsicht, und das, was wie ein sich öffnendes Tor aussah, ist weiter nichts wie eine vorgeschobene Wand, hinter welcher der Fluß einen neuen großen Bogen macht.

Endlich, etwa gegen 5 Uhr nachmittags, kamen wir in die Nähe der südlichsten Flußbiegung, ungefähr 4 km von der Grenze des Territoriums Santa Cruz entfernt.

Das Niederungsgebiet dieser Gegend eignet sich als vorzügliches Weideland für Viehzucht. Im Winter ist es, wie überall in Patagonien, den Überschwemmungen stark ausgesetzt, so daß die Tiere dann oben auf der Pampa ihr Futter suchen müssen. Der Rand und die eingeschnittenen Talebenen dieses Plateaus sind völlig kahl. Nur Steinmassen, wildes Geröll und grobkörniger Sand bedecken die weitgedehnte Fläche. Erst 3—4 km vom Rande entfernt zeigt sich Gras, sogen. „pasto fuerte", das im Winter dem Vieh als Nahrung dient. Die dort vorkommenden Gräser gehören fast ausschließlich den Coirónarten an.

Der Salpetergehalt des Bodens soll hier recht günstig auf die Ernährung der Schafe einwirken, soll u. a. den Fettansatz befördern und Krankheit verhindern.

Auch Wasseransammlungen, Manantiales, sind vorhanden, so daß eine Bewässerung möglich gemacht werden kann. Wegen der herrschenden starken Winde fehlt Baumwuchs hier oben ganz, ebenso unten im Tal, wo indessen Kartoffeln, Zwiebeln und andere Gemüsesorten gut gedeihen.

Drei, allerdings recht weit voneinander gelegene, Ansiedelungen befinden sich an der südlichen Krümmung des Stromes. Unter anderen hat sich ein Chilene, namens Thomas Torres, da niedergelassen, der Viehzucht treibt und auf 3 Leguas Land ungefähr 3000 Schafe, 400 Rinder und 150 Pferde hält.

Dort, wo der Senguérr in rechtem Winkel sich nach Nordosten wendet, fallen die lehmigen und tonigen Sedimentschichten des Geländes im allgemeinen nach Südosten ein, und zwar auf dem rechten Ufer unter einem Winkel von 20 bis 25 Grad, während auf dem linken Ufer durch Verwerfung und Zusammenschieben eine regellose Lagerung verursacht worden ist. Dort trifft man die gelbbraune Ablagerung an, aufgerichtet bis zu 45 Grad, darunter auch die Schichten von jener feuerroten Färbung, die ich auf demselben Ufer des Senguérr nördlich von der Einmündung des Rio Mayo gesehen habe.

Weiter nordwärts herrschten in der Formation die gelblichgrauen Mergelbildungen vor, in denen Granitsteine von abgerundeter Form eingebettet sind. Das Tal ist stellenweise 3—4 km breit und besitzt vorzügliche Weide. Der Fluß selbst bildet verschiedene Arme; Sümpfe, Lachen und Tümpel sind häufig. In dem hohen Schilfgras der Ufer tummeln sich Tausende von Wildenten und Gänsen. Und jetzt fliegt zwitschernd, halb schnatternd und pfeifend ein Schwarm von Codornisvögeln über die baumlose Fläche. Sie ähneln unserem Rebhuhn in Farbe und Gestalt und gelten als Verkünder schlechten Wetters.

„Sie kommen aus den Kordilleren, Herr,“ erzählte mein Begleiter; „dort ist jetzt sicherlich Unwetter, viel Regen und vielleicht schon Schnee und dann fürchten sie den Donner in den Eisbergen. Das kommt von dem Geist, der in einer unterirdischen Höhle mitten im Gebirge wohnt und zornig an den Felsen rüttelt. Dann kracht und donnert es ringsum, und Feuer und Eis und Felsen stürzen von oben herunter und zerstören alle Bäume und Felder, Tiere und Menschen; ja“ — fügte er hinzu — „das ist dann eine sehr böse Zeit.“

Allmählich treten die Berge auf beiden Seiten des Senguérr mehr zurück; auf dem rechten Ufer erscheint weithin sichtbar noch einmal die feuerrote Erdmasse, gleichsam als Fortsetzung der gleichartigen Ablagerung auf dem linken Ufer, die dem-

gemäß in der Hauptsache von Nordwesten nach Südosten zu streichen scheint. Die Cañadonbildung mit fürchterlichen Steilwänden und von gewaltiger Längenausdehnung häuft sich. Dann schieben sich die Berge, einen großen Bogen bildend,



Indianerfrauen aus dem Südwesten Chubuts.

weit auseinander und lassen eine Ebene frei, die wohl 10—12 km in der Breite messen dürfte. Namentlich östlich vom Flußlauf ist dieses nur von einzelnen Terrainwellen durchzogene Niederungsgebiet charakteristisch ausgebildet. Weidegras, Mallin- und die Steppengräser gedeihen hier in guter Qualität; dagegen

mangelt es an Bäumen, und auch die niedrigen Dornsträucher sind nur spärlich vertreten. Die mächtige Talebene zieht sich auf dem rechten Ufer des Senguérr entlang, erreicht stellenweise eine Breite von mehr als 30 km und erstreckt sich zu den beiden großen Seen Lago Musters und Lago Colhuapi. Sie bildet im großen und ganzen die Grundfläche der Kolonie Sarmiento, die seit ca. 4 Jahren existiert. Die ersten Ansiedler wohnen hier schon seit 1897, und heute beläuft sich die Zahl der Bewohner schon auf ca. 500 Köpfe. Meistens sind es Argentiner und Italiener. Indessen haben sich dort auch einige Galenser und Angehörige anderer Nationen niedergelassen. Die Gesamtausdehnung der Kolonie beträgt 50 Leguas, d. h. 1250 Quadratkilometer. Behufs Besiedelung ist diese Fläche vermessen und in Lose zu ca. 625 ha. = 1/4 Legua eingeteilt, die unter gleichen Bedingungen, wie sie für die Kolonie General San Martin gültig sind, vergeben werden. Etwa 120 Lose sind bisher besetzt. Die Beschaffenheit des Bodens ist sehr verschiedenartig. Schwarze, tiefgründige Erde wechselt ab mit steinigen, tonhaltigen Strecken; dazwischen dehnen sich sandige Flächen und dünenartige Erhebungen. Auf ungefähr 1 m Tiefe kommen Geröllmassen, kalkige Gebilde und Kieselschichten zum Vorschein. Die Wasserverhältnisse sind relativ gut; die vorhandenen Brunnen geben ein vortreffliches Trinkwasser bereits in einer Tiefe von 1 bis 1,5 m.

Hinsichtlich des Klimas ist Sarmiento zu den Gebieten zu zählen, die unter den heftigen Winden zu leiden haben, ähnlich wie Norquinco und General San Martin, ja wie eigentlich das ganze Territorium und ganz Patagonien, soweit es nicht in oder nahe bei der Kordillerenzone gelegen ist. Bäume können daher nicht gut gedeihen; Versuche, die man mit Weiden angestellt hat, haben keine günstigen Resultate ergeben. Die jungen Bäumchen kamen bis zur Höhe von 1 m, dann knickte sie der Sturm. Die mittlere Jahrestemperatur für 1904 betrug 11,7° C., und zwar für den Monat:

Januar	1904	. . . . .	22,16° C.
Februar	„	. . . . .	18,68° „
März	„	. . . . .	15,16° „
April	„	. . . . .	12,08° „
Mai	„	. . . . .	7,25° „
Juni	„	. . . . .	5,91° „
Juli	„	. . . . .	1,30° „
August	„	. . . . .	5,67° „
September	„	. . . . .	8,68° „
Oktober	„	. . . . .	11,47° „
November	„	. . . . .	13,31° „
Dezember	„	. . . . .	18,42° „

Die wärmste Zeit fiel in die Monate Dezember, Januar, Februar und März, mit einer Maximaltemperatur von 32,2, 37,0, 35,5 bzw. 31,0° C., während Mai, Juni und Juli mit einer Minimaltemperatur von — 5,0 bzw. — 9,0 bzw. — 6,0 ° C. den kältesten Zeitabschnitt darstellen. Die durchschnittliche Regenmenge betrug für das Jahr 1904 nur 19,9 mm, so daß sich durch diesen geringen Regenfall der Übergang von den vegetationsreichen Gebirgstälern im Westen zur trockenen, kahlen Pampa im Osten bereits bemerkbar macht. Überschwemmungen stellen sich jedes Jahr während der Wintermonate ein; namentlich haben die am Flusse und in der Nähe des Sees Colhuapi gelegenen Teile der Kolonie sehr darunter zu leiden. Jeder Verkehr ist dann unterbunden, und die einzelnen Häuser oder Wohnungen, die meist auf kleinen Geländeerhöhungen gebaut sind, befinden sich rings von Wasser umgeben.

Die Vegetation ist im allgemeinen spärlich; fettes, saftiges Weidegras kommt nur streckenweise vor, dafür aber wächst überall das Büschelgras, „pasto fuerte“, und dazwischen allerlei Unkraut und Dorngestrüpp. Ein Strauch, „Mata laguna“ genannt, tritt in Menge auf. Er sieht äußerlich trocken und dürr aus und besitzt an seinen knorrigen, dicken Zweigen, die in langen Dornen auslaufen, winzige Blätter. Seines inneren

Feuchtigkeitsgehaltes wegen wird er von den Eingeborenen sehr geschätzt, die durch Kauen aus seinen holzigen Bestandteilen eine süßlich schmeckende Flüssigkeit herausbringen. Auch der Calafátestrauch, die Beberitze und die Sampa sind hier vorhanden.

Mit Ackerbau hat man bis jetzt wenig erzielt, trotzdem Weizen an einzelnen Stellen vorzüglich gedeiht und ebenso einige Gemüsearten, wie Bohnen, Kartoffeln usw., gute Erträge geliefert haben. Indessen steckt die sogenannte Chacrawirtschaft hier noch sehr in ihren Anfängen, ja fehlt gänzlich, trotzdem der Boden bei richtiger Behandlung und Bearbeitung, namentlich bei sachgemäßer Bewässerung, sicherlich dazu geeignet ist. Aber bis jetzt hat es noch niemand so recht versucht, weil es eben etwas mehr Arbeit und Umsicht erfordert, und Arbeit — nun, die ist hier wenig beliebt, wird darum auch wenig geübt, und da ist es denn viel besser, den lieben Herrgott für alles sorgen zu lassen, ohne selbst viel Mühe aufzuwenden. Die Ansiedler von Sarmiento beschäftigen sich ausschließlich mit Viehzucht, in der Hauptsache Schafzucht. Zur Zeit meiner Anwesenheit in der Kolonie betrug der Gesamtviehbestand:

ca. 75000 Schafe
„ 10000 Rinder und
„ 10000 Pferde.

Viele der Bewohner haben nur Schafhaltung, wie z. B. die beiden fleißigen Brüder Guerrero, die auf 1 Legua 2000 Schafe besitzen; wenige dagegen treiben Rindviehzucht allein, und zwar ohne irgend welches System hinsichtlich der Verbesserung der Rasse. Sie züchten — von einigen Fällen abgesehen — nur das eingeborene Rind der sog. Criollorasse.

Was die Schafzucht anbetrifft, so eignet sich nicht nur für Sarmiento, sondern für das ganze Territorium Chubut das Rambouilletschaf mit der seidenartigen, aber kurzen und feinen Wolle am besten. Insbesondere fällt bei ihm ein Umstand

schwer ins Gewicht. Die Tiere bleiben in der Herde, laufen nicht einzeln fort, wie z. B. die Lincolnschafe und ersparen dem Besitzer auf diese Weise nicht nur eine Menge Arbeit, sondern auch die kostspielige Drahteinzäunung der Ländereien. Aus



Pampa-Indianer von Senguérr.

diesem Grunde hat man denn auch die Rambouilletzucht überall, wo es angängig war, bevorzugt, trotzdem das Lincolnschaf die lange, weiche Wolle liefert und für das Klima besser paßt. Im Norden und bei den Indianern in dem südwestlichen Teile Chubuts kommt noch das Pampacriolloschaf mit grober Wolle

vor. Indessen lohnt sich diese Zucht wenig, da bei der stets fortschreitenden Verbesserung in der Schafzucht die Wolle der Criollorasse die Konkurrenz der besseren Sorten nicht mehr ertragen kann.

Die Wohnungsverhältnisse sind hier die nämlichen wie in der Kolonie General San Martin: einfach, ja dürftig und bar jeder Annehmlichkeit. Im Gegensatz aber zu soeben genannter Kolonie besitzt Sarmiento einen Zentralpunkt, ein „Pueblo", etwa vergleichbar einem Marktplatz, um den sich jetzt schon das Post- und Telegraphenamt, die Wohnung und das Bureau des Polizeichefs und das des Friedensrichters, einige Geschäftshäuser und dergleichen gruppieren, und wo demnächst auch das Schulgebäude errichtet werden soll. So hat die Sache Hand und Fuß, während in San Martin eine systemlose Dezentralisation trotz des abgemessenen Marktfleckens eingerissen ist, was natürlich bei den großen Entfernungen und den oft schwer passierbaren Wegen in amtlicher und geschäftlicher Hinsicht nur nachteilig auf die Gesamtentwicklung der Kolonie wirken muß.

XVI.

Der Lago Colhuapi. Rada Tilly. Kolonie Escalante.

Während auf der linken Seite des Senguérrflusses das Gelände unmittelbar zu einem kräftig entwickelten Mittelgebirge ansteigt, unter dessen Kuppen der Cerro Bernardo sich am höchsten emporreckt; während die Ufer des 270 m über dem Meeresspiegel liegenden Lago Musters von steilragenden Basaltfelsen und Steinwänden umklammert werden, trägt das Land zwischen Senguérr und dem Lago Colhuapi vollkommen den Charakter der Ebene an sich. Der nackte, lehmige Boden ist aufgerissen, oben hart, unter dieser dünnen Decke aber feucht und schlammig. Öde, eintönig erscheint das Ganze, das von einigen kahlen Bergen und Sandhügeln im Osten umgeben ist. In ihrer Mitte türmen sich die ruinenhaften Formen des Cerro Negro auf, zerrissen, zerbrochen, düsteren Blickes in diese armselige Landschaft hineinstarrend. Weiter im Nordosten ragt der blaue Cerro Onetto in den klaren Himmel hinein, und dahinter am Lago Colhuapi reihen sich turmartige Spitzen, abgebrochene Kegel, Tafelberge in kleiner Form, aneinander, bis sie im feinen, bläulichen Dunst des Horizonts untertauchen. Sonst ist alles Sumpf und Morast rings herum, Sumpfland, das von Wildenten und Gänsen und Scharen von Reihern belebt wird.

Der See Colhuapi, der in seiner Längsrichtung etwa 50, und in seiner Breite mehr als 20 km mißt, soll in früheren Zeiten ganz trocken gewesen sein. Auch heute noch ist er sehr flach

im Gegensatz zu seinem westlichen Nachbar, dem Lago Musters. Alte Indianer haben dem schon erwähnten Señor Botello berichtet, daß vor mehr als hundert Jahren jener Colhuapisee gar nicht existiert habe. Der Name ist indianischen Ursprungs und bedeutet „Land — oder Insel — des Storches“. Das könnte darauf hinweisen, daß damals jener Landkomplex schon Sumpf gewesen ist, also vielleicht im Begriffe stand, eine Lagune zu werden.

Die Sage erzählt, daß an dieser Stelle einst eine große Schlacht zwischen Tehuelchenstämmen und einem anderen mächtigen Indianervolk geschlagen worden sei. Die Tehuelchen vernichteten den Feind vollständig und schonten weder Weib noch Kind, so daß nur wenige entkamen, die die Trauerbotschaft an einen zurückgebliebenen Haufen kranker Männer und Frauen überbringen konnten. Letztere stimmten nun ein schauriges Totenlied an, und das Klagegeheul wurde vom Winde hinübergetragen zu den Tehuelchen, die in der Nähe des Schlachtfeldes die Nacht verbrachten. Diese, zu Tode ermattet von dem Kampf, halb siegestrunken, erhitzt und berauscht vom Geruch des dampfenden Blutes, wähnten plötzlich die Stimmen der erschlagenen Feinde zu hören und glaubten, daß die Toten lebendig würden, um die Niederlage zu rächen. Die Tehuelchen aber hatten auch viele Verluste zu beklagen und waren ihrer Ansicht nach jetzt an Zahl erheblich unterlegen. Daher beschlossen sie, den Platz zu verlassen und sofort weiterzuziehen. Alle Beute ließen sie in der Eile zurück. Bei Tagesanbruch kam nun das Häuflein der übriggebliebenen Männer, Frauen und Kinder, und wieder erhob sich ein schreckliches Jammern und Schreien beim Anblick der Toten; der ganze Stamm lag dort erschlagen; Väter, Männer und Söhne. Weithin erschallte die Totenklage. Darauf wollte man die Leichen begraben. Aber es waren ihrer so viele, daß es für die Übriggebliebenen unmöglich war, zumal da fast alle in der Wut des Kampfes, im Ringen Mann gegen Mann, sich mit dem Gegner

zusammengekrallt und ineinander verbissen hatten, so daß unlösbare Knäuel und Haufen von Menschenleibern den Boden bedeckten. Da wurde der Entschluß gefaßt, aus dem Lago Musters Wasser in dieses tiefgelegene Totenfeld zu leiten. Und so gruben denn die Reste des besiegten Stammes von der tiefsten Stelle des Kampfplatzes bis dorthin, wo der Senguérr in den Musters einmündet, eine lange Wasserrinne, und als sie nahe



Am Lago Colhuapi.

am Ziel waren, durchbrachen die Wellen des Flusses das letzte Hindernis und rauschten wild hinab in das niedrige Land und überfluteten die Leichen und die Waffen und die Beutestücke. Und als alles vom Wasser bedeckt war, zog die kleine Schar der Überlebenden wieder zurück nach dem Süden, wo sie einen neuen Stamm gründeten. So die Sage von der Entstehung des Colhuapi-Sees.

Tatsache ist, daß dieser See von Zeit zu Zeit an großer

Trockenheit leidet und daß dann das zurücktretende Wasser einen sehr beträchtlichen Teil seines Bodens bloßlegt. Dort hat man denn auch, wie z. B. das letzte Mal im Jahre 1893, eine ungeheure Menge von Waffen, wie Speere, Pfeile, Bogen, Bolas, Messer u. dgl., menschliche Knochen und Schädel, sowie Gerätschaften und Werkzeuge aller Art gefunden, so daß es wirklich den Anschein gewinnt, als ob an dieser Stelle einstmals ein ganzes Volk seinen Untergang gefunden habe.

Andererseits aber kann auch mit Sicherheit angenommen werden, daß der See früher im Südosten bedeutend weiter gereicht hat, etwa 15 km weit. Das sieht man an den fast senkrecht abgewaschenen Wänden des dortigen Höhenzuges mit den zutage tretenden Sedimenten von Sand, Lehm und Ton. Durch diesen früheren, jetzt ausgetrockneten Teil des Lago Colhuapi fließt gleichsam als eine Entwässerung des Sees bzw. als eine Fortsetzung des Senguérr der Rio Chico zunächst nach Osten, im teilweise trockenen Bette, dann nach Nordosten, bis er ungefähr 15 km vom 44. Grad südl. Breite in den Chubutfluß einmündet. — — —

In Sarmiento war ich gezwungen, mich nach einem neuen Führer umzusehen, da die Wissenschaft meines bisherigen braunen Begleiters hier zu Ende ging und er selbst heimkehren wollte. Aber wie das gewöhnlich zu gehen pflegt, das, was man notwendig braucht, ist selten oder gar nicht vorhanden. Das passierte auch mir in diesem Falle. Trotz aller meiner Bemühungen gelang es mir nicht, eine geeignete Person aufzutreiben. Der einzige Mann, der angeblich Bescheid wußte, war vom Polizeikommissar für einen Transport nach Rawson, der in den nächsten Tagen abgehen sollte, gemietet. Und so blieb mir denn, um nicht übermäßig Zeit zu verlieren, nichts anderes übrig, als mich diesem Kranken- und Gefangenentransport anzuschließen. Angenehm war es mir nicht. Aber was half's. Der Bien' muß!

Am Senguérr, südwestlich von der Kolonie Sarmiento, lebte

auf seiner Estanzia ein Argentiner mit seiner schönen Frau glücklich und zufrieden. Ein Jahr etwa waren sie verheiratet. Da kam das erste Kind, ein Knäblein, und mit ihm das Unglück. Im Kindbettfieber wurde die Frau wahnsinnig, und in einem unbewachten Augenblick eilte sie mit dem 8 Tage alten Knäblein hinaus und warf es in den Fluß. Wegen dieses in Geistesumnachtung begangenen Kindsmords sollte die körperlich und geistig kranke Frau vor die Behörde nach der Hauptstadt Rawson gebracht werden, sowohl vor den Richter wie vor den Arzt, bzw. in ein Hospital. Ihr Mann und ihr Bruder begleiteten sie, und der für diesen Transport gemietete wege- und landeskundige Führer fungierte gleichzeitig als Polizeibeamter. Notgedrungen mußte ich mich, wie oben gesagt, da kein anderer „Vaqueano“ aufzutreiben war, mit meiner Tropilla und einem neuen Diener, der mir seine Dienste angeboten hatte, dieser Karawane anschließen.

Die Cordonisvögel hatten recht behalten. Schlechtes Wetter war eingetreten. Schwerfällige Wolkenmassen jagten am grauen Himmel dahin, und der Sturm heulte Tag und Nacht. Dann kam der Regen, mit seinen trüben, schwermutsvollen Tränen die Erde netzend. Der Boden war durchnäßt; feuchte Nebel lagerten sich auf den Niederungen und hüllten alles in ein bleiernes Grau, und schließlich verschwanden Himmel und Wolken und See. Nur Nebel, unendlicher, regloser Nebel, wie ein Gespenst der Melancholie in triefenden Gewändern, glitt schwerfällig über das Gefilde.

Eines Morgens endlich erschien wehleidig und verschämt lächelnd Frau Sonne und bewog uns zum Aufbruch. Wir alle beritten, die Kranke, auf einem Feldbett liegend, in einem vierräderigen, von vier Pferden gezogenen Wagen, so verließen wir nach mehrtägigem Warten die Kolonie Sarmiento, um einen Weg zu gewinnen, der sich am Ufer des Rio Chico entlang zieht und mannigfache Vorteile gewähren sollte: Wasser, Gras, Holz und Schutz gegen die kalten Winde. Denn die Jahres-

zeit war bereits vorgerückt; wir befanden uns im Monat Mai, also im Beginn des Winters, und da war Vorsicht sehr am Platze in Anbetracht der sehr wahrscheinlichen Möglichkeiten, als da sind: Frost, Schnee, Regen, Überschwemmungen und andere freudige Genüsse hierzulande.

Drei Tage lang waren wir bereits bei dem denkbar schlechtesten Wetter auf völlig durchweichten Pfaden einhergezogen, als wir den Chicofluß erreichten, der in einem tief eingeschnittenen Tal zwischen Steilwänden dahinfließt. Letztere bestehen vorwiegend aus Sandmassen, gelblich-weißen Lehm- und Tonschichten, die von roten und bläulichen Ablagerungen durchzogen sind. Zwischen diesen langgestreckten Wänden sind durch Auswaschen oder Fortschwemmen einzelne Hügel von kegelförmiger, oft auch von halbkugelförmiger Gestalt stehen geblieben, welche die gleiche Zusammensetzung in der Schichtung aufweisen. Völlig verwitterter Sandstein tritt zuweilen zutage, und herabgestürzte große Blöcke aus zersetzter, sandiger Gesteinsmasse bedecken die Talsohle. Die Breite der letzteren ist sehr verschieden; bald eng, so daß kaum ein Wagen zwischen Wasser und Abhang passieren kann, bald bis zu 3 km sich weitend. Jedenfalls wurde mir nur zu klar, daß diese schmale Niederung bei dem üblichen Regenwetter in der Winterszeit für Transporte usw. völlig unbrauchbar ist. Die Vegetation im allgemeinen und der Graswuchs im besonderen sind spärlich. Nur nahe den Ufern, wo Sumpf und Moor beginnen, steht hohes Schilf und Röhricht, während am Fuße und in den Schluchten der Abhänge neben Dornsträuchern auch Kakteen, von der Form einer stacheligen Wurst, und einige Distelarten gedeihen. Sonst ist alles Sand und scharfkantiges Geröll. Das linke Ufer erhebt sich ebenfalls jäh und steil, ist indessen bedeutend mehr zerrissen und zerklüftet, und an Stelle der weichen, lehmigen Tonschichten erscheinen dort harte, nackte Felsen, zackige Gesteinsmassen, aus denen wild, wie ein wüster Trümmerhaufen der Cerro chorreado sich aufreckt.

Bis nahe zur Küste des Atlantischen Ozeans erstreckt sich so die steinige Pampa hoch und flach, kahl, ohne Holz, ohne Wasser. Nur in Pfützen und Lachen ist angesammeltes Regenwasser vorhanden. Im Winter fällt dort viel Schnee, der 1 bis 1,5 m hoch monatelang liegen bleibt und jeden Verkehr unmöglich macht. Stellenweise erreicht diese Pampa eine Höhe von durchschnittlich 700 m über dem Meeresspiegel, so z. B. bei der Telegraphenstation Holdich 780 m, bei Cañadon Castillo in der Nähe der Grenze von Santa Cruz 690 m. Von der Küste aus ziehen sich talähnliche Einschnitte tief in die Hochfläche hinein, die mit Grasweiden und Busch bedeckt sind und Quellen bzw. fließendes Wasser besitzen. Hier sind die für die Schafzucht geeigneten Plätze, an denen die Tiere hauptsächlich Schutz vor den heftigen Winden und gutes Futter finden können.

Der wichtigste Ort an der Küste, der als Hafen für das Hinterland in Betracht kommt, ist Rada Tilly oder Comodoro Rivadavia. Eigentlich nur eine offene Reede ohne jede Verbesserung, nur im Zustand der Natur, bildet es den natürlichen Ausgangspunkt für den Import- und Exporthandel mit den besiedelten Gegenden des Landes westwärts bis zu den Kordilleren. Irgendwelche Bauten, wie unter anderem Landungsbrücken, Molen und dergleichen, um die vorhandenen Schwierigkeiten zu beseitigen, die sich heut schon beim stets wachsenden Verkehr von Waren und Personen ergeben, würden aber gerade für Rivadavia sehr erhebliche Kosten verursachen, mehr z. B. als für die anderen beiden Häfen Camarones und Puerto Madryn. So leidet, um nur eins anzuführen, Comodoro Rivadavia an beständigem Wassermangel; Wasser ist dort oft ein wahrer Luxusartikel, der mit klingender Münze bezahlt werden muß. Die bisher angestellten Bohrversuche sind ohne jedes Resultat geblieben, und man ist heute allgemein zur Ansicht gelangt, daß es rentabler sein würde, das Wasser 15 km weit herzubringen, als jene recht kostspieligen Bohrungen fortzusetzen.



Rada Tilly (Comodoro Rivadavia).

Trotz dieser Ungunst und trotz anderer natürlicher Hindernisse hat sich Comodoro Rivadavia in wenigen Jahren gut entwickelt. Es exportierte im verflossenen Jahre an Landesprodukten 413 800 kg, an verschiedenen anderen Waren etwa 84 500 kg, und hatte in derselben Zeit eine Einfuhr von 2 100 000 Kilogramm zu verzeichnen.

Nördlich von diesem Hafenplatz liegt die neue Kolonie Escalante. In einer Flächenausdehnung von ca. 60 Leguas = 1500 Quadratkilometer erstreckt sie sich von der Küste des Atlantischen Ozeans bis beinahe zum Rio Chico, der ungefähr in jener Gegend seinen Bogen nach Nordosten macht. Das Land ist für Schafzucht geeignet. Unter außerordentlich günstigen Bedingungen hat die Regierung diesen Komplex für die Besiedelung mit Buren aus Südafrika reserviert, die sich dann auch hier niedergelassen haben, allerdings in verhältnismäßig geringer Zahl. Auch Deutsche und Holländer haben dort ihr neues Heim aufgeschlagen. Wie mir einige Buren selbst mitteilten, sind die Leute mit ihrem Lose recht zufrieden. Jede Familie hat von der Regierung eine viertel Legua = 650 ha umsonst bekommen, mit der Maßgabe, 3/4 Legua für eine ganz geringe Summe bei Teilzahlungen käuflich zu erwerben und so den Besitz auf eine Legua = 25 Quadratkilometer abzurunden. Wenn auch der Boden dieser Kolonie streckenweise gerade nicht zur besten Sorte gehört, wie z. B. in der Nähe des Rio Chico, wo er unfruchtbar, kahl und steinig ist und wo lehmiger Untergrund mit Felsblöcken und grobem Geröll abwechselt, so wird solcher Nachteil doch bedeutend aufgewogen durch die günstige Lage am Meer, die einen direkten Handel und Verkehr ohne die immensen Kosten für den Landtransport ermöglicht.



In der Burenkolonie Escalante.

XVII.

Am Chico entlang. Das Heidegrab. Camarones und seine Pamparegion.

Der Weg auf dem rechten Ufer des Rio Chico ist herzlich schlecht und kaum für Pferde, geschweige denn für Wagen leicht zu passieren. Steinblöcke und Felsen liegen oft wie eine Sperre mitten im Fahrweg; Senkungen, tiefe Löcher, ja schluchtenartige Vertiefungen, die unter Wasser stehen, bilden ein anderes Hindernis; an Brücken und sonstige Übergänge ist gar nicht zu denken; kurz, jede Nachhilfe von Menschenhand scheint hier, wo nur rohe Kräfte sinnlos walten, verschmäht worden zu sein. Dazu der Regen, der tagelang herniederströmte und die Erde in einen breiigen Schlamm verwandelte. Unter solchen Umständen ist es erklärlich, daß wir nur langsam vorwärts kamen.

Der Fluß selbst zeigt nördlich von Escalante kleine Inselbildungen, ist aber sonst durchweg von Ufer zu Ufer mit hohem Schilf bewachsen. Sanft gewellte Hügelreihen ziehen sich auf beiden Seiten hin, so daß an dieser Stelle der wilde, öde Charakter der Landschaft etwas gemildert ist. Indessen auch nur wenig. Denn die Vegetation zeigt sich schwach entwickelt. Gras wächst nur spärlich auf dem mageren Boden; dafür um so mehr Sampa und Berberitze. Auch der „Mata laguna“ genannte Strauch und Algarobe mit der blutegelartig braunen Frucht, ähnlich dem Johannisbrot, kommen vielfach vor. Belebt

ist der Fluß von einer Menge Wasservögel, von wilden Enten und Gänsen. Der wilde Schwan mit schneeweißem Gefieder und schwarzem Halse schaukelt sich majestätisch auf der glitzernden Flut. Auf den Berghöhen grasen Guanacoherden; eine auf dem lehmigen Boden frisch abgedrückte Löwenspur führt aus dem dichten, hohen Schilf heraus nach jener Anhöhe hin. Strauße sind in dieser Gegend ebenfalls vorhanden. — —

Der heutige Vormittag war ausnahmsweise trocken geblieben; wir hatten unterwegs drei Gürteltiere erlegt, in ihrem eigenen Panzer am Lagerfeuer gebraten und mit Appetit verzehrt. Nach kurzer Rast zogen wir weiter. Aber da brach es los. Der Regen goß in Strömen und es stürmte heftig, und wieder waren wir völlig durchnäßt, wie vorher fast jeden Tag. Man kam wenigstens nicht aus der Gewohnheit. Auf dem durchgeweichten Wege stapften schwerfällig die Pferde, stieß und schüttelte der Wagen, und in ihm, zugedeckt mit einer Zeltleinwand, wimmerte und schrie, heulte und lachte das arme, wahnsinnige Weib. Schwer und feucht hingen die dichten Wolken vom Himmel herab. Der Abend kam, und mit ihm senkte sich der Nachtflor auf die durchtränkte Erde.

An einer geeigneten Stelle machten wir Halt. Der Nachtwind verstärkte sich und rauschte naß und kühl mit heulendem Ungestüm über das Flußtal. Kaum konnten wir das kleine Lagerfeuer unterhalten, um das wir durchnäßt bis auf die Knochen, triefend und fröstelnd herumkauerten. Der Boden ringsherum war zu einem Morast geworden; eine trockene Stelle gab es nicht, und der einzige trockene Platz in der ganzen Umgebung war in der Tat mein Sattel, den ich auf einen Stein gelegt hatte und als Sitzgelegenheit benutzte. An Schlafen war natürlich nicht zu denken. Stumpfsinnig schweigsam rauchten wir die Pfeife, gaben sorgfältig Obacht auf das Feuer und erwarteten sehnsüchtig den Morgen. Es war wahrhaftig eine fürchterliche Nacht, von der sich allerdings der kommende Tag kaum merkbar unterschied. Denn auch er

brachte Regen und Sturm. Ich hatte mit meinem Thermometer am Morgen um 7 Uhr -6^0 C. gemessen; am Mittag $+12^0$. Nachmittags schien sich das Wetter zu bessern, und später am Abend um 6 Uhr zeigte das Thermometer wieder $+16^0$ Wärme. Wir befanden uns ungefähr in der Höhe des Puerto Malaspina. Die Landschaft zeigt dieselbe Eintönigkeit wie vorher. Die Bergzüge treten mehr und mehr zurück und werden niedriger.



Am Rio Chico.

Die Flußufer verflachen sich zusehends, und das ganze Gelände nimmt allmählich den Charakter einer von leichten Terrainfalten durchzogenen Ebene an, die hauptsächlich aus Sand und Sumpfland besteht. Erst in gewisser Entfernung vom Flußbett tritt Steingeröll in großen Mengen auf. — — —

Blutigrot versank die Sonne hinter blauen Bergreihen. Sternenklar wölbte sich seit langer Zeit zum erstenmal wieder ein reiner Himmel über die unermeßliche Pampa. Unter dem

Wagen lag, gebettet auf weichen Decken und gegen Wind und Wetter geschützt durch vorhangartig aufgehängte Zelttücher, die kranke Frau, im Fieberwahnsinn winselnd und lachend. Oben flimmerten die Sterne, und unten in der Niederung schlichen die Herbstnebel wie grauenerregende Gespenster in weißem Leichenflor um uns herum. In den Klippen von weither bellte ein Fuchs; eine Eule schrie im benachbarten Dorngestrüpp. Und dann wehte der Nachtwind herbsteskalt durch die Grabesstille und streifte mit seinem frostigen Atem die Erde. Während der Nacht senkte sich ein Rauhreif hernieder. Die Pampa schimmerte weiß und hauchte eine eisige Luft aus, in der alles Leben zu erstarren schien. Und auf dem Krankenlager dort unter dem Wagen wurde es stiller; auch dort war ein blühendes Leben dem Erlöschen nahe. Nicht lange dauerte es mehr; der Tod schritt an uns vorüber; erbarmungsvoll und mitleidig erlöste er das unglückselige Weib von allem Leid und Elend.

Ein herrlicher Sonntagsmorgen schaute darauf ins Land hinein, taufrisch und hell und klar. Die Sonne lächelte hernieder auf die weite Fläche und die rötlichblauen, dunstigen Höhenzüge in der Ferne. Und doch erschien alles so traurig, so düster. Grollend wälzte der Rio Chico seine gelblichgraue Flut durch die Ebene; grollend über Menschengeschick und Menschenelend. Im säuselnden Schilf schrien die Wildschwäne, und ein Schwarm wilder Gänse rauschte lärmend durch die Luft. Dann war alles ruhig, und nur ein sachtes, fernes Brausen ertönte, wie wenn ein heimliches Weh über ein Totenfeld dahinzittert. — Um zwei Uhr nachmittags haben wir das Grab geschaufelt; dort auf weiter, weltvergessener Heide, umgeben von öder Wildnis, haben wir sie begraben, schön, eine echt germanische Erscheinung, und jung, kaum neunzehn Jahre alt. Ein einfaches Holzkreuz bezeichnet die letzte Ruhestätte. Dort habe ich Männer weinen gesehen, im stummen Schmerz, Männer, rauh und hart, und doch so weich!

„Denn über eines Menschenglückes Grab
„Spricht keiner Zukunft Schöpfungsmund das „Werde".

Schweigsam zogen wir am folgenden Morgen weiter, nachdem der Wagen mit den überflüssigen Gepäckstücken abseits in eine Senkung gebracht worden war, da wir seiner nicht mehr bedurften. — — —

Nördlich vom 45. Breitengrad, ungefähr in Höhe von Camarones, treten in der Geländeformation braunes Granitgestein und Basaltmassen zutage, oft wie willkürlich aufgesetzte Felsenklötze von phantastischen Formen, vielfach mit Höhlenbildungen versehen. Zu der bisherigen Vegetation gesellen sich in der Talebene bzw. am Ufer des Chico Weidenbäume, allerdings von etwas dürftigem und schwächlichem Aussehen. Fast alle stehen geneigt und nach einer Seite gebogen von den heftig wehenden Stürmen. Auch ein anderer Strauch, „Jume" genannt, wächst hier. Er trägt kleine, rundliche Blätter von graugrüner Farbe, die einen Saft von salzigem Geschmack enthalten und deswegen vom Vieh, namentlich von Pferden, gern gefressen werden.

Das soeben erwähnte Camarones ist der natürliche Hafenplatz für dieses große Hinterland, das mit seinen ausgedehnten, tief eingeschnittenen, gras- und wasserreichen Cañadones für Viehzucht, namentlich Schafzucht in hohem Grade geeignet ist. Wie Commodoro Rivadavia, so befindet sich auch der Hafen von Camarones völlig in seinem natürlichen Zustand; auch er besitzt noch keine künstlichen Anlagen, um die einzig von der Natur gebotenen Vorteile besser ausnutzen zu können. Die leidige Wasserfrage spielt hier ebenfalls eine große Rolle. Die ausgedehnte Pamparegion westlich dieser Küste, etwa zwischen dem 47. und 45. Grad südl. Breite gelegen und bis zum Rio Chico, teilweise sogar darüber hinausreichend, gehört zu den vielversprechenden Gegenden des Territoriums. Dort befinden sich die großen Schafzüchtereien, die Riesenestanzien von 1000 und mehr Quadratkilometer

Größe, die ihren Besitzern, meistens kapitalkräftigen Engländern oder englischen Gesellschaften, im Laufe der Zeit ein Vermögen abgeworfen haben. Die „Lochiel Sheep Farming Company“ z. B. hält dort auf 41 Leguas = 1025 Quadratkilometer ca. 90 000 Schafe, 3000 Rinder und 6000 Pferde. Auch einige Deutsche haben sich, in rechtzeitiger Erkenntnis der Sachlage, dort niedergelassen und treiben Schafzucht im großen, unter anderen die Herren Fischer, Schelkly und Tschudi. Wo früher eine öde Wüstenei sich ausdehnte, auf der jedes Leben erstorben schien, herrscht heute reges Treiben. Schöne Häuser, nach europäischem Geschmack erbaut und mit allem heimischen Komfort ausgestattet, sind erstanden; hübsche Gartenanlagen unterbrechen wohltuend die Eintönigkeit der Landschaft; draußen im Kamp bei den Viehherden tummeln sich geschäftig Hirten und Arbeiter. Das ganze Land hat durch die Rentabilität der Viehzucht, insbesondere durch die äußerst günstigen Resultate, die man hier mit der Schafzucht erzielt hat, ein anderes Gepräge erhalten.

Ein schwer ins Gewicht fallender Faktor zugunsten der Schafzucht ist das gesunde, trockene Klima. Krankheiten der Tiere, wie z. B. Klauenseuche, Wurmkrankheiten und dergl. sind infolgedessen unbekannt; nur die Krätze tritt auf, soll aber bei einiger Sorgfalt leicht zu vertreiben sein. Außer den vorgenannten fruchtbaren Talschluchten, Cañadones, ist das übrige Land dieser Region eine öde Meseta, eine tischförmige Hochebene mit unfruchtbarem, steinbesätem, fast vegetationslosem Kiesboden, nach welchem man ein Urteil über das ganze Land Chubut ebensowenig fällen darf, wie nach dem traurigen, armseligen Küstenstreifen am Atlantischen Ozean. Wild und zerrissen sieht diese Meseta am Rio Chico aus, wo, etwa in Höhe von Cabo Raso, Felsen und Felsentrümmer die sandige Lehm- resp. Tonformation mehr und mehr verdrängen.

Einige Schafhirten haben sich dort in den Talsenkungen niedergelassen. Das Land ist zwar nicht ihr Eigentum; aber



Estanzia von Fischer, Schelkly & Co. bei Camarones.

das schadet nichts. Die meisten der Viehzüchter Chubuts sind eben noch Nomaden und kümmern sich herzlich wenig darum, ob das Land, auf dem sie ihr Dasein fristen, Privateigentum ist oder der Regierung gehört. Und werden ihnen Schwierigkeiten gemacht, oder werden sie vertrieben, nun, dann ziehen sie eben weiter mit ihrer Schafherde und hinterlassen dem rechtmäßigen Eigentümer die Reste eines Ranchos und einige Lappen, Knochen und alte Felle zum Andenken. Bald ist ein neuer Weideplatz gefunden, und so geht es fort, bis sich die Schafe nach ein paar Jahren bis auf einige Tausende vermehrt haben, und die Leute instand gesetzt sind, nun etwas Miete resp. Pacht oder auch Kaufgeld zu zahlen. Dann hat damit das nomadenhafte Dasein ein Ende; der herumziehende Viehzüchter bzw. Schafhirt, der in der menschenleeren Einöde, abgeschlossen von der Außenwelt, preisgegeben den Unbilden der rauhen, kalten Witterung, die schwersten Entbehrungen ertragen hat, der aber gleichzeitig, zwar ohne seine Absicht, zum wahren Pionier des Landes geworden ist, er macht sich endlich seßhaft.

Auch hier am Chico saß so ein Mann auf seinem „unrechtmäßigen“ Eigentum. Mein Gott, wer kommt mal dorthin in jene Einöde! Wer will nachweisen, daß hier oder da die Grenze von dem Nachbarbesitz läuft? Wer kann dort die Verhältnisse kontrollieren! Der Himmel ist hoch und der Zar ist weit! In Gottes Namen soll man die Leute dort ruhig sitzen lassen. Sie sind besser als gar keine, und jeder von ihnen trägt doch immer etwas, und wenn es auch nur ein kleines Scherflein ist, zur Erschließung des gesamten Territoriums bei.

XVIII.

Schneesturm. Das Teufelstal. Von der Laguna Margarita zum Chubutfluß.

Ein undurchsichtiger Nebel lag eines Morgens auf der Meseta und griff mit seinen grauen Fingern tief hinab in die Felsschluchten; und im Tal des Rio Chico brodelte und wallte es, und weißliche Schwaden quollen hinauf zur feuchten Luft. Die einzelnen Wasserlachen zeigten eine dünne Eiskruste, und die Erde schien vom Frühreif gebleicht, während das schattenhafte Grau der Steilwände den Horizont begrenzte.

Und da erklärte unser landes- und wegekundiger „Vaqueano", er wisse hier nicht mehr Bescheid. Schon vorher hatte er zu wiederholtenmalen bewiesen, daß er in jeder Hinsicht unwissend war und dabei sehr von einem Übel geplagt wurde, so man gemeinhin mit Faulheit zu bezeichnen pflegt. Selbstverständlich gesellte sich zu diesen beiden netten Eigenschaften: dumm und faul, noch die dritte: gefräßig, um das Maß voll zu machen. Jedenfalls war Don Elisario — so hieß der Edle — für mich ein großer Reinfall, und hinsichtlich meines Dieners, den ich auf seine Bitte eigentlich nur aus Gutmütigkeit mitgenommen hatte, war es das gleiche. Selten habe ich zwei so faule und schmutzige Kerle gesehen. Ich weiß nicht, wie sich in dieser verlassenen, einsamen Gegend die Dinge gestaltet hätten, wenn nicht Mann und Bruder der unterwegs verstor-

benen Frau, ein gewisser Herr Truog und Eylenstein, dagewesen wären. Namentlich der junge L. Eylenstein bewährte sich als ein erfahrener und geschickter Kampmann, als Reiter und Treiber, als Jäger und Koch, als Handwerker und Arbeiter, kurz in jeder Beziehung. Daß die Sache schließlich nicht tragisch geendet hat, verdanke ich diesen beiden.

Denn unser Proviant war so ziemlich zu Ende. Brot, Gemüse oder überhaupt Mehlspeise waren uns bereits seit Wochen unbekannte Genüsse. Unsere Nahrung bestand nur aus Fleisch, entweder am Spieß gebraten oder gekocht; dazu tranken wir nur den Paraguaytee. Der Alkoholika, wie Wein, Kognak und dergleichen hatten wir uns schon längst völlig entwöhnt. Und unser Tabak ging auch zur Neige. Bei dieser Gelegenheit habe ich den Wert des Paraguaytees, des Maté, kennen gelernt, und ich darf wohl behaupten, daß ohne diesen Maté, den man sonst achselzuckend zu belächeln pflegt, dessen Genuß aber fördernd auf die Verdauung, belebend auf den ganzen Organismus wirkt, ohne die Nerven anzugreifen, das harte Leben im Kamp mit all seinen Strapazen bei ausschließlicher Fleischnahrung gar nicht zu ertragen sein würde.

Um nicht unnütz Zeit zu verlieren, brachen wir dann *ohne* jene beiden Faulenzer auf, die indessen, als sie sahen, daß ich Ernst machte, wie zwei unartige, bestrafte Hunde von selbst folgten. Vier Stunden etwa waren wir geritten. Nichts wie eine große, schweigende Einsamkeit und die weißlichgraue Nebelwand um uns herum. Und da löst sich mit einemmal die Winterdämmerung in ein Gemisch von Hagel und Schneeflocken auf, und zusammen mit kleinen Eiskörnchen rieselt in schrägen Streifen ein feiner Regen hernieder. Bald ist alles ein wirbelndes, tanzendes Geflocke. Lautlos senkt sich die unendliche Schneemasse herab auf die Erde, auf Felsen und Gräser und Sträucher. Still und rein, wie in einem wunderbaren Märchenland liegt vor mir die gewaltige Natur. Weg und Steg, soweit sie überhaupt vorhanden, waren nun ver-

schneit; schwierige Stellen des Geländes, wie Sümpfe, Löcher usw. hatten sich unsichtbar gemacht. Was tun? Wohin jetzt? Absatteln? Halt machen? Vielleicht bleibt die Schneedecke nicht lange liegen, und dann haben wir wieder freien Blick zur Orientierung!

Wir blieben dort, wo wir gerade waren, am Eingang einer großen Talschlucht, die sich in die höher gelegene, von Granit und Basalt durchbrochene Stein- und Kiespampa hineinzieht. Mit Mühe wurde ein Feuer angezündet; fröstelnd standen wir da herum und warteten auf das heiße Wasser, um den Maté zu bereiten, mit dem wir unseren Körper erwärmen wollten.

Und um uns herum rieselt es lautlos, unaufhörlich; ein dichter, weißflockiger Schleier scheint hoch oben in der Luft zu hängen, wie von unsichtbaren Geisterhänden endlos herabgezogen und sich unbarmherzig senkend auf alle Gegenstände der leise atmenden Natur hier unten. Und höher und höher wächst die Schneedecke. An ein Weiterziehen ist unter solchen Verhältnissen gar nicht zu denken. Wie wird das über Nacht werden?

Um uns einigermaßen zu schützen, werfen wir ausgerissene oder abgehauene Dornbüsche und Sträucher aller Art zusammen und bauen uns darin einen Unterschlupf. Was von unseren Decken und Ponchos und sonstigem Gepäck da noch Platz hat, wird schleunigst darin untergebracht. Und kaum sind wir mit dieser Arbeit fertig, da saust es unheimlich über uns; ein starker Windstoß fegt pfeifend durch die Schlucht; dann noch einer. Und nun beginnt ein Sausen und Brausen in der Luft, erst ein unbestimmtes Hin und Her, so daß die fallenden Schneemassen wie zerrissene Leinenfetzen umherflattern, darauf ein Treiben und Jagen in einer Richtung. In ein dickes Graugelb ist alles gehüllt, und darin stürmt vorwärts, zu weißen Wolken zusammengeballt, das wilde Heer der Flocken, getragen von den urgewaltigen Schwingen des Sturmwindes, dem „heulenden Boten des Unterganges“. Ein wütender Orkan mit

all seinen Schrecken fegte über das Land und schien alles Leben unter Schneemassen begraben zu wollen.

Erst gegen Abend ließ dieser schreckliche Schneesturm nach, und wir hatten Zeit, am angefachten Feuer unseren durchnäßten und halb erstarrten Leichnam zu erwärmen. Um 10 Uhr nachts begann es ruhiger zu werden, und anstatt des furchtbaren Sturmgeheuls vernahmen wir jetzt nichts als das sachte Rauschen des wehenden Schnees. Nach schlaflos verbrachter Nacht in dem dürftigen Obdach aus Dorngestrüpp konnten wir erst gegen 11 Uhr vormittags unseren Weg weiter fortsetzen. Im Laufe des Tages aber schmolz die Schneedecke unter den Strahlen der Sonne allmählich hinweg, und nur unsere nassen, schmutzigen Kleider und Gepäckstücke, sowie die traurig dreinschauenden Pferde erinnerten an das schauderhafte Unwetter. Indessen war doch ein Umschlag in der Witterung eingetreten. Am Tage vorher zeigte mein Thermometer schon um 12 Uhr mittags nur $+5^0$ C. Heute früh etwa um 7 Uhr stand die Quecksilbersäule bereits auf 3^0 unter dem Gefrierpunkt; ein klarer Frost hatte seinen Einzug gehalten. — — —

Je weiter nordwärts, desto zerklüfteter wird die Gegend, desto felsiger gestalten sich die Ufer des Chicoflusses. Rotbraune Granitmassen starren hier dem Wanderer entgegen; in bizarren Formen ragen Felssäulen jäh zum Himmel.

Und überall in den einzelnen Blöcken, in den steil emporstrebenden zerrissenen Wänden gähnen schwarze Höhlen und Löcher. Mehr als 150 m senken wir uns nun auf gewundenem, beschwerlichem Pfade hinab in das Tal, das, eng und sumpfig, zu beiden Seiten von diesen nackten Felsmassen abgeschlossen ist. Man empfindet hier unten den lähmenden Druck der schreckhaften Einöde; eine ungebundene Wildheit scheint da ehemals geherrscht zu haben, bevor die tobenden Elemente zur Ruhe kamen und die feuerglühenden Massen langsam zu gespenstischen Figuren erstarrten. Während oben auf der Pampa nur einiges Gras kümmerlich im Kiesgeröll sein Dasein

fristet, gedeihen Coirón und Mallin unten am Fluß besser. Immerhin aber ist die gesamte Vegetation dürftig. Außer Dornbüschen und schwächlichen Weidenbäumen, die vom Winde krummgebogen sind, außer Jume und Schilf am Uferrand, bietet der Pflanzenwuchs wenig, fast gar nichts, wie denn überhaupt das ganze den Eindruck einer schauerlichen Wildnis macht. Hier haust in unzugänglichen Felsklüften der Löwe (Puma), und oben zwischen Steinklippen und Felszacken nisten Geier und Adler. Sonst erscheint die Gegend wie erstorben. Ein beängstigendes Gefühl beschleicht langsam die Seele beim Anblick dieses „Teufelstales“.

Und als wir uns dort abends auf einer mächtigen Steinplatte zwischen Wasser und Steilwand am Feuer gelagert hatten und die rötlichen Flammen gespenstisch über Grashalme, Büsche und Blöcke huschten, zum Wasser hüpften und dann zu den Felsriesen hinübersprangen, da war es mir, als ob die mächtigen rotbraunen Granitmassen, all die Klötze und Säulen und Wände Leben bekamen und sich regten und reckten und streckten, und als ob aus den Tausenden von Höhlen und Löchern eine tückische Schar von Spuk- und Höllengeistern herniederglotzte. Fürwahr, es war ein Teufelstal. Und als später im Zwielicht blasser Mondesstrahlen die Wellen des Chico hinunterrauschten und die ganze phantastische Felslandschaft mit ihren düsteren aufstrebenden Wänden, mit all ihren Spitzen und Türmen zauberhaft vom Mondesglanz umflossen zu ruhen schien, da hatte man das Empfinden, als ob nach einem finsteren Höllenwege eine lichte Landschaft sich geöffnet hätte, durch die lautlos und stumm die Geister der Abgeschiedenen dahinschwebten.

In der Nacht war starker Frost gekommen. Das Wasser des Flusses hatte sich mit einer ca. 1 cm starken Eisschicht bedeckt, und am Morgen des 19. Mai zeigte mein Thermometer — 7 ⁰ Celsius.

Ein Vordringen hier im engen Tal war wegen des sump-

figen Bodens nicht ratsam. Wir mußten daher hinauf zur Pampa, wobei wir uns mehr und mehr vom Flusse entfernten.

Durch enge Schluchten kletterten wir über Steintrümmer und Felsenklötze höher und höher, bis sich endlich eine weite,



Indianisches Ehepaar.

traurige Heide vor unserem Blick auftat. Der geologische Aufbau des Landes hier wurde bei diesem Aufstieg deutlich sichtbar. Auf dem Granitgestein ist die mächtige Pampaschicht aufgelagert, hier und da durchbrochen von Basalt. Eine sehr zersetzte, kalkhaltige Gesteinsmasse, eine Art Tuff, von weiß-

lichgrauer Färbung und in einer Mächtigkeit von 10—20 Metern bildet den Übergang zu den gelblichen Mergelschichten, auf denen sandige Ton- und Lehmablagerungen von verschiedener Stärke ruhen. Eine Decke von Sand- und Kiesgeröll bildet die Oberfläche, die nur einen schwach entwickelten Pflanzenwuchs zu ernähren imstande ist. Gras gibt es hier fast gar nicht, dagegen viel Unkraut und niedriges, verkümmertes Gesträuch. Tiefe Talschluchten, die bekannten Cañadones, sind in diese talförmige Hochebene eingeschnitten und ziehen sich weit in das Massiv hinein. Schier bis ins Ungemessene wähnt man von hier oben zu schauen; in weiter Ferne schimmert weiß die schneebedeckte Pampa des Südostens, ungefähr in der Richtung nach Cabo Raso zu, die indessen nicht mehr so gut ist, als die mehr südlich gelegene „Pampa alta", die sog. „hohe Pampa". Erstere besitzt mehr Steine und grobes Geröll anstatt des Sandes der letzteren, weniger und minderwertiges Gras, dafür aber mehr Unkraut und Gestrüpp. Dagegen ist die „Pampa alta" wegen ihrer höheren Lage etwas kälter und im allgemeinen auf ihrer ungeschützten Hochfläche — nicht in den fruchtbaren Cañadones — den Wirkungen der stürmischen Winde mehr ausgesetzt.

Und schon dort oben, wo wir uns jetzt befanden, war es empfindlich kalt. Eines Abends, ehe ich mich unter sternenklarem Himmel neben dem Lagerfeuer auf mein „Prunkbett" streckte, bestehend aus Sattel und Decken, die einfach auf bloßer Erde ausgebreitet waren, und mich in Poncho und Quillango eingewickelt hatte, zeigte mein Thermometer — 8° C., und am nächsten Morgen um 7 Uhr, als ich halb steif mich vom Lager erhob, hatten wir eine Kälte von — 12° C. Das war am 22. Mai 1905.

Am 23. erreichten wir die „Laguna Margarita", etwa 25 km nordöstlich von der Stelle entfernt, wo der Rio Chico in den Chubutfluß einmündet. Hoch poetisch klingt der Name und doch — ach, wie prosaisch war hier das Leben! Nach einigen

trockenen, klaren Tagen hatte wieder das übliche Hundewetter eingesetzt mit Regen und Wind. „Hops, heisa, bei Regen und Wind,“ wie der selige Fallstaff singt. „Denn der Regen, der regnet jeglichen Tag.“ Und dann ruft er seine braune Hanne: „Lösch' mir der Kehle Brand, Trinken ist keine Schand!“

Hier aber an der „Laguna Margarita“ war weder eine braune, dralle Hanne, noch ein blondgezopftes Margaretchen oder eine dunkeläugige, schwarzhaarige Margarita. Nur wilde Rinder, Baguales genannt, trieben sich in den mit Dornbüschen bewachsenen Talmulden umher; eine ganze Herde von etwa 50 Stück, meist von weißer Farbe. Unser Magen knurrte, die Satteltaschen waren leer; also was tun? Es glückte uns, trotz des häßlichen, trüben Wetters, trotz des Regens, einen jungen Stier zu erlegen. Wir hatten damit frisches Fleisch für die nächsten Tage, das uns auch ohne Brot und ohne Gemüse und sonstige Zutaten vortrefflich mundete. Die Verdauung besorgte dann schon die bekannte Yerba maté, von der wir noch Gott sei Dank zur Genüge besaßen.

Von der Laguna nordostwärts breitet sich ein sehr zerschnittenes Terrain aus. Mächtige Lehm- und Sandflächen wechseln ab mit Hügel- und Bergrücken und Kegeln, die in ihrer Zusammensetzung die verschiedenartigsten tonhaltigen Schichten erkennen lassen. Meistenteils ist die Reihenfolge derart, daß zu oberst eine dunkelbraune Schicht gelagert ist, welcher nach unten zu gelbe und weiße folgen. Diese gehen wieder in ein dunkelbraunes bis schwarzes Sediment über, das sich weiter unten mit roten, rotbraunen, rosa und oft feuerfarbenen Erdmassen mischt. Auch blauer Ton, mit all seinen Abstufungen nach gelb und grün tritt zutage. Wie breite, bunte Bänder ziehen sich diese Schichten an den Hängen und Wänden entlang, so daß der Landschaft durch die Farbenunterschiede ein eigenartiges Gepräge aufgedrückt wird. Aber sie ist öde, kahl, diese Landschaft. Kein Baum, kein Gras; nur ab und zu ein Jarillastrauch, hier und da „Mata sebo“ und niedrige Dornen. Sonst



Schafherde auf der Pampa.

alles Sand, Lehm, Ton. In trockenen Zeiten gleicht diese ganze Gegend einer fürchterlichen Wüste. Dann glüht der nackte Erdboden in der Sonnenhitze und reißt auf und spaltet sich. Die Luft flimmert, und feiner, von Winden aufgewirbelter Staub dringt überall hinein und belästigt Roß und Reiter. Heute allerdings war das Gegenteil der Fall. Durch den andauernden Regen war der lehmige Erdboden aufgeweicht und bildete eine schlammige Masse. Kleine Bäche und Rinnsale waren zu brausenden Strömen angeschwollen; aus winzigen Wasseransammlungen waren große Seen geworden. Nur langsam kamen wir voran, da unsere Pferde buchstäblich knietief in diesem Riesenmorast waten mußten.

Allmählich senkten wir uns von der Hochfläche hinab in ein breites Tal, das von einem Strom durchflossen wird. Es ist der Chubutfluß. Sumpfiger, teils sandiger Boden herrscht hier vor. Die anfangs zutage tretenden Felsen und Gesteinsmassen, zum größten Teil brauner Granit, werden seltener, und bald sieht man ringsherum nur noch welliges Gelände, niedrige, langgestreckte Hügelreihen, die sich durch eine merkwürdige Vegetationsarmut auszeichnen. Dagegen entrollt sich in der tiefen, oft 10—15 km breiten Talebene ein angenehmeres Bild. Der Weg wird endlich tatsächlich zu einem Weg, und zu seinen beiden Seiten tauchen im dunklen Kolorit der Landschaft helle, saubere Wohnungen auf, freundliche Bauernhäuschen, umgeben von grünen Baumgruppen, von Pappeln und Weiden. Glatte Rinderherden weiden im saftigen Grase, und — das ist die Hauptsache — es erscheinen endlich menschliche Lebewesen. Männer mit rötlichblondem Haar und Bart; Frauen und Mädchen von schlanker Gestalt, vielfach hoch aufgeschossen und formlos dürr, sind im Garten vor dem Hause oder auf dem Felde beschäftigt. Dort kommt uns eine ältere „Dame“ auf einem einspännigen Wägelchen entgegen, und da reitet auf mächtigem Ackergaul quer übers Feld ein kleiner, flachshaariger Bengel und schaut uns neugierig an. Wir befinden

uns am Beginn der Galenser Ansiedelung am Chubutfluß, die, seit 1865 bestehend, heute schon drei Ortschaften aufweist, und zwar Gaiman, Trelew und Rawson. Letztere, nahe der Ostküste gelegen, ist gleichzeitig Hauptstadt des Territoriums und Sitz des Gouverneurs von Chubut.

Mit diesen Galenserkolonien nahm einst die eigentliche Besiedelung des Chubutterritoriums ihren Anfang.

XIX.

Die Ansiedlungen der Galenser am Chubutfluß. Bodenverhältnisse und Klima.

Bereits 1862 hatte eine englische Auswanderungsgesellschaft zwei Agenten nach Patagonien gesandt, um dort Ländereien zu besichtigen bzw. auszusuchen. Die beiden Beauftragten fanden geeignete Landstriche im Tal des Chubut und nördlich davon am Golfo Nuevo, worauf die argentinische Regierung, infolge des an sie ergangenen Gesuchs, sich bereit erklärte, jeder Einwandererfamilie ein Stück Land von 25 Quadratcuadras = etwa 250 ha als Geschenk zu überweisen. Am 28. Juli 1865 trafen die ersten Leute mit einem Schiff aus Liverpool in der Mündung des Chubutflusses ein. Es waren Auswanderer aus Wales, 153 an der Zahl, Walenser oder Galenser genannt, blutarm, ohne Lebensmittel und Gerätschaften, Menschen, denen es an allem mangelte, und bei denen sich denn auch sehr bald das Unausbleibliche einstellte: großes Elend und bitterste Not, das, was in fremden, unbekannten Gegenden bei ungenügender Vorbereitung meistens eintreten muß. Zwar half die argentinische Regierung wo und wie sie nur konnte. Immerhin aber gilt es heute für sehr wahrscheinlich, daß die armen Ansiedler — verhungert wären, wenn nicht die Tehuelchenindianer gewesen wären, die in jener Zeit im Gegensatz zu heute noch zahlreich das Land bevölkerten. Mit diesen traten sie in Verbindung, fingen an, Tauschhandel zu treiben,

konnten sich Lebensmittel und dergleichen beschaffen und sich auf diese Weise über eine traurige Zeitperiode hinweghelfen.

Indessen schon nach wenigen Jahren mußten die neuen Kolonisten einsehen, daß hier Ackerbau o h n e Bewässerung ein Unding sei; denn die Ernten waren infolge von Regenmangel und eintretender Dürre gleich Null, so daß die Unglücklichen abermals in Verzweiflung gerieten. Da fingen sie an, Gräben vom Fluß aus zu ziehen und das Wasser auf das Ackerland zu leiten; Kanäle wurden gegraben, Bodenhindernisse zu diesem Zweck beseitigt. Auf diese Weise kamen die Leute von selbst nach und nach zu einem regulären Bewässerungssystem. Die Erfolge konnten nun nicht mehr ausbleiben. Der ausgesäte Weizen gedieh vortrefflich, und schon die erste Ernte übertraf alle Erwartungen. Als dann später die Verbindung mit der Außenwelt sich besser gestaltete und einer der Ansiedler seinen Weizen nach Buenos Aires zum Verkauf sandte, war alle Welt überrascht. Chubutweizen war plötzlich ein gesuchter Artikel geworden und erzielte auf dem Markt hohe Preise. Im Jahre 1874 und 1875 erfuhr die Kolonie einen Zuwachs aus der alten Heimat; ungefähr 200 Galenser Familien waren eingetroffen und ließen sich in dem Chubuttal nieder.

Bemerkenswert ist bei diesen einfachen Männern von Wales das feste Zusammenhalten und ihr Organisationstalent. Da die Kolonie ganz auf sich selbst angewiesen war, anderseits aber das Zusammenleben verschiedener Familien immer eine gewisse Ordnung erfordert, um die wirtschaftliche und gesellschaftliche Entwicklung nicht zu hindern, organisierten die Galenser aus freien Stücken eine Art Selbstregierung, deren Bestimmungen sie sich freiwillig unterwarfen. Sie schufen einen Gemeinderat, bestehend aus 12 Mitgliedern, die in freier Abstimmung gewählt wurden und die wieder ihren eigenen Präsidenten wählten. Aufgabe dieses Rates war, die gemeinsamen Angelegenheiten zu regeln und Streitigkeiten zu schlichten.

Später wurde noch ein besonderer Richter ernannt. Diesem gegenüber bildete der Gemeinderat eine Art höherer Instanz, insofern, als die Urteile des Richters dem Rat zur endgültigen Entscheidung vorgelegt werden konnten.

Im Jahre 1875 schenkte die argentinische Regierung einem jeden der Ansiedler außer den ursprünglichen Landlosen noch je 100 ha und stellte dieselbe Fläche umsonst allen zur Verfügung, die bis zum Jahre 1885 sich dort niederlassen würden.

So entwickelte sich denn die sog. Chubutkolonie recht gut. Anfangs der achtziger Jahre zählte sie schon mehr als 1000 Köpfe.

Aber mit der Verbesserung der eigenen Sachlage kam auch die Unzufriedenheit. Trotzdem die Galenser auf keinen Fall als Engländer gelten wollen, trotzdem sie krampfhaft nur ihre eigene keltische Sprache reden und englisch nicht verstehen mögen, kam man im Laufe der Zeit doch geheimen Umtrieben auf die Spur, die gegen die argentinische Regierung gerichtet waren und vielleicht von politischer Bedeutung hätten werden können. Es entpuppte sich das „perfide Albion“ wieder in seiner ganzen Größe und Niedertracht. Man erfuhr, daß diese frommen Galenser bereits in Verbindung mit einflußreichen Personen in England standen und daß die Absicht vorlag, hier in Chubut eine eigene Regierung unter englischem Protektorat zu errichten. Was aber ein englisches Protektorat bedeutet, das weiß alle Welt; Afrikas Boden ist nur deswegen mit Blut und Tränen gedüngt worden.

Mittlerweile hatte die argentinische Regierung zum großen Leidwesen der Galenser einen Kommissar als Vertreter und höchsten Verwaltungsbeamten in Chubut eingesetzt, und da ließ denn die Explosion nicht mehr lange auf sich warten. Aus irgend einem Anlaß kam es zur offenen Empörung. Die argentinische Flagge wurde vom Mast gerissen und in den Schmutz getreten; bewaffnet zogen die Galenser zum Kommissariatsgebäude. Dem besonnenen und energischen Auftreten des

Kommissars gelang es, Ruhe zu schaffen. Dieser, ein Señor Finoquetto, hatte zwei der Rädelsführer verhaften lassen, einen gewissen Jones und Berwyn, und als die fanatische Menge gewaltsam die Befreiung der beiden Gefangenen verlangte, trat er selbst vor die Aufrührer hin.

„Ich habe keine Truppen, keine bewaffnete Macht, sonst würde ich euch samt und sonders zum Teufel jagen. Aber seht her, dort weht unsere Nationalflagge; der Weg zu ihr geht über meinen Leichnam. Ja, schaut nur, dort weht sie, das Sinnbild unseres Vaterlandes!“

Die Leute guckten erstaunt. Richtig, da war die argentinische Flagge inzwischen gehißt worden und flatterte lustig im Winde und schien spöttisch und hämisch herabzuwinken.

Eingeschüchtert, stumm schaut einer den andern an. Darauf ließen sie die Köpfe hängen und schlichen beschämt einer nach dem andern davon.

So endete die Revolutionskomödie der Galenser in Chubut.

Seit jener Zeit herrscht Frieden im Staate. Aber heute noch fühlen sich die Galenser und sogar die in Chubut geborenen nicht als Söhne des argentinischen Landes; heute noch verabscheuen sie die spanische Sprache, und wenige gibt es, die wirklich spanisch reden können. Und selbst wenn sie vorgeben, daß sie die Engländer bitter hassen, daß sie englisch nicht verstehen, sondern nur ihr welsches Idiom sprechen können, so fühlen sie sich doch, im Grunde genommen, heute noch immer als die „british subjects“, britische Untertanen, die schon so manches politische oder private Ärgernis verursacht haben. Sie werden und können auch heute noch nicht mit den Beamten der argentinischen Regierung sympathisieren und bereiten allen — vom Gouverneur herab bis zum letzten Polizisten — die erdenklichsten Schwierigkeiten; denn mit geheimem Ingrimm denken sie daran zurück, daß es ihnen einst unmöglich gemacht worden ist, „ihre eigene patriarchalische Regierung weiter fortzusetzen, bis zur Gründung einer gekrönten Dynastie.“

Ich habe Gelegenheit gehabt, die beiden Hauptführer von damals zu sehen; der eine, Mr. Jones, ein kleines, dürres Männchen, der zukünftige „König von Chubut", wie er spottweise genannt wird; der andere, Mr. Berwyn, den ich persönlich kennen lernte, ein schwatzhafter, alter Mann von widerlicher Freundlichkeit, die an Kriecherei und Heuchelei erinnert. Die Gerüchte erzählen heute noch vieles aus jener Zeit, viele possier-



Bewohner der Pampa.

liche Dinge, manche heiteren Episoden, vom geschnitzten Präsidentenstuhl und reichverzierten Königsthron und dergleichen mehr, von Handlungen, die ans Lächerliche streifen, die aber von jenen Männern mit vollem Ernst vollzogen worden sind, weil sie, die aus den untersten Volksschichten stammten, arm, ohne Hab und Gut hier ankamen, zu Besitz gelangt waren und Erfolge erzielt hatten, die ihnen zu Kopfe stiegen. Sie betrachteten sich infolgedessen bei ihrem systematischen Ab-

schließen und bei ihrer Unkenntnis der Außenwelt hier auf dem kleinen Fleckchen Erde als große Männer, als Helden, kluge Leute. Dazu kam der religiöse Fanatismus, in dem die Galenser schon damals befangen waren und der sie wähnen machte, gleichsam als auserwähltes Volk eine gewisse Mission erfüllen zu müssen.

Ein gewisser Sektiererwahn besteht noch jetzt; einfache Frömmigkeit ist damit zur Bigotterie geworden. Indessen ist es hier nicht am Platz, darüber zu rechten. Jeder Mensch muß eben nach eigener Fasson selig werden und hat das „Wie“ mit sich selbst ganz allein abzumachen. Das eine nur ist sicher, daß heute in wirtschaftlicher Beziehung im Chubuttal vieles besser sein könnte, wenn die „frommen“ Galenser sich mehr auf sich selbst als auf den lieben Herrgott verlassen hätten. Aber auch sonst hätte die einzelne Persönlichkeit sich mehr entfalten können, wenn im Laufe der Jahre durch ein übertriebenes Abschließen von der Außenwelt, durch ein ängstliches Fernhalten von allem Fremden nicht so etwas wie Inzucht mit ihren üblen Folgen entstanden wäre. Ich habe wiederholt die Empfindung gehabt, daß jene Einwirkungen gerade beim jüngeren Geschlecht bereits ziemlich stark zutage treten.

Indessen, mag dem nun sein, wie ihm wolle, bei allen Fehlern und Untugenden kann diesen galensischen Ansiedlern niemals das Verdienst abgesprochen werden, trotz aller Widerwärtigkeiten hier im Tal des Chubutflusses durch Ausdauer und festes Zusammenhalten aus dem Nichts heraus etwas geschaffen zu haben. Und das verdient alle Anerkennung!

Von Rawson, das im September 1865, gleich nach dem Eintreffen der ersten Galenser als künftiger Stadtplatz bezeichnet und nach dem damaligen argentinischen Minister benannt wurde, schritt die Besiedelung zu beiden Seiten des Chubutflusses mit Zunahme der Kopfzahl langsam talaufwärts vor, bis dann nach und nach zwei andere Stadtplätze oder Zentren der Kolonie geschaffen wurden: Trelew und Gaiman.

Der Name Trelew ist galensisch und bedeutet: Ort des Luis; ungefähr also Ludwigsort, nach jenem schon genannten Luis (Lewis) Jones. Gaiman dagegen kommt aus der Tehuelchensprache; es heißt etwa soviel wie „Steinspitze". Der Boden des ganzen großen Chubuttales, das als Siedelungsgebiet sich mehr als 75 km von der östlichen Meeresküste nach Westen hin erstreckt, besteht zumeist aus lehmiger, kalk- und tonhaltiger, mit Sand vermischter Erde von grauweißlichem, stellenweise sogar ganz weißem Aussehen. Sie ist hauptsächlich aus den abgeschwemmten, feinzersetzten Toscamassen der Uferumgebung zusammengesetzt. Diese Tosca tritt überall an den Ufern in großer Mächtigkeit zutage, in Steilwänden und Schichten von oft mehr als 30 m Stärke, die vielfach Gips als Faser- und Knollengips enthalten.

Im trockenen Zustande ist dieser Boden ziemlich hart und für Wasser undurchlässig. Erst bei erfolgter Bearbeitung und Auflockerung kann Wasser durchdringen, so daß nun eine wunderbare Fruchtbarkeit der bewässerten Erde zum Vorschein kommt. Insbesondere gedeiht Weizen hier vortrefflich.

Ähnlichen Boden habe ich vielfach an den Ufern des Rio Chico getroffen, namentlich dort, wo das Tal nicht zu eng ist und wenig Felsen- oder Gesteinsmassen auftreten; ferner am See Colhuapi und in der Kolonie Sarmiento. Aber, wie gesagt, ohne Bewässerung ist er beinahe wertlos. Bei rationeller Bewässerung dagegen würden z. B. in Sarmiento von jedem Kolonielose, also 625 ha, durchschnittlich 50—100 ha für Ackerbau resp. für Weizen und Alfalfa ausgenutzt werden können. Mehr oder weniger der gleiche Boden kommt außerdem streckenweise vor an den Ufern des Rio Senguérr. Er ist vorhanden am Gennoa, also in der Kolonie General San Martin, und schließlich in der Kolonie „16 de Octubre". In letzterer wird ja auch tatsächlich Weizen mit gutem Erfolg angebaut. Für alle diese im Innern Chubuts gelegenen Teile aber fällt der Umstand schwer ins Gewicht, daß sie *vorläufig* für Acker-

bau kaum in Betracht gezogen werden können, da ihre Verbindung mit dem Absatzmarkt noch zu schwierig ist. Ein Bahnbau, gleichviel welcher, bedingt hier eigentlich alles. Ohne Eisenbahn oder sonstige Verkehrseinrichtungen nach der Küste hin bleibt das Innere Chubuts für den allgemeinen Handel und Wandel gleichsam noch verschlossen. Wer aber die Bahn hat — und das kann nicht genug wiederholt werden —, der hat auch die natürlichen Reichtümer des Landes für sich.

Das Klima im unteren Chubuttal ist gemäßigt und für den Europäer gut erträglich. Die in Rawson an der Küste (65° 5′ westl. Länge und 43° 17′ südl. Breite) angestellten Beobachtungen haben ein recht günstiges Resultat geliefert. Die dort gemessene mittlere Temperatur, berechnet aus dem Durchschnitt der Jahre 1880—88 und 1898—1900, betrug für:

Januar	21,04° C.
Februar	20,11° „
März	17,48° „
April	12,28° „
Mai	8,74° „
Juni	5,25° „
Juli	6,10° „
August	6,90° „
September	10,58° „
Oktober	14,13° „
November	17,12° „
Dezember	19,46° „

so daß sich für den Ort — nicht für das ganze Territorium Chubut, wie es meistens fälschlich aus Unkenntnis der Verhältnisse geschieht — eine durchschnittliche Mitteltemperatur von 13,26° C. ergibt.

Die Maximaltemperaturen innerhalb jenes Zeitabschnitts fielen auf die Monate:

November	38,0° C.
Dezember	36,2° „

Januar	39,0° C.
Februar	38,0° „
März	35,0° „

während die Minima auf die Monate:

Mai	mit	— 6,0° C.
Juni	„	— 9,0° „
Juli	„	—10,2° „
August	„	— 9,0° „

trafen.

Der Durchschnitt der höchsten Temperatur der vorgenannten Jahre belief sich auf 39° C., der niedrigsten auf —10,2° C.

Die mittlere Regenmenge im Durchschnitt der Jahre 1880 bis 1888 und 1896 bis 1900 betrug im:

Januar	12,6	mm
Februar	15,6	„
März	27,9	„
April	14,7	„
Mai	25,0	„
Juni	33,8	„
Juli	11,7	„
August	28,1	„
September	18,1	„
Oktober	9,9	„
November	21,2	„
Dezember	21,5	„

XX.

Die wirtschaftlichen Verhältnisse im unteren Chubuttale. Stromregulierung. Eisenbahn.

Die Bewohner des Chubuttales beschäftigen sich mit Viehzucht und Ackerbau. Früher war die Weizenkultur die Hauptsache. In den letzten Jahren, namentlich seit den großen Überschwemmungen von 1900 und 1901 ist man mehr und mehr zur Alfalfa (Luzerne) übergegangen, und während früher die Ausfuhr von Weizen nach Buenos Aires und Bahia Blanca stets im Steigen begriffen war, derart, daß die kleine Bahn von Trelew nach dem Hafen Madryn den Verkehr kaum zu bewältigen vermochte, hat in den beiden letzten Jahren die Ausfuhr erheblich abgenommen. Die Produktion hat die Neigung, sich auf das Territorium bzw. das Ansiedlungsgebiet selbst zu beschränken, zumal bereits eine Mühle errichtet worden ist, in der das Korn zu Mehl umgearbeitet werden kann.

So besaß z. B. vor fünf Jahren eine große Strecke der Talebene auf dem südlichen Ufer des Chubutflusses eine stattliche Anzahl von kleinen Bauernhöfen, auf denen ausschließlich Weizenbau getrieben wurde. Da kamen die Überschwemmungen und zerstörten alles. Heute sitzen da nur wenige Ansiedler, die sich aber nur mit Viehzucht und Alfalfakultur befassen. Letztere rentiert sich besser. Wasser, dessen diese Pflanze ja vor allen Dingen bedarf, ist genügend vorhanden; dann aber ist Alfalfa nicht so empfindlich gegen eintretende Überschwemmungen, gegen Winde und Frost wie Weizen. Die Ausfuhrstatistik gibt von dieser Wendung der Dinge einiger-

maßen ein Bild, das, wenn auch nicht ganz zutreffend, so doch ungefähr die Sachlage erkennen läßt. Hiernach betrug die Ausfuhr

von Weizen 1894 . . . . 4678 Tonnen
von Alfalfa-Samen 1894 . . . . nur 17 „
dagegen wurden 1904 über Puerto Madryn
an Weizen . . . . nur 355 „
an Alfalfa-Samen aber . . . . 101 „
und an getrocknetem Futter, also Alfalfa allein . . . 890 „
verschifft.

Durch die schon vorher erwähnten Bewässerungsanlagen, die nur der gemeinsamen Arbeit der Galenser ihre Entstehung verdanken, ist das Kulturland des Chubuttales bedeutend erweitert worden. Drei große Hauptkanäle durchziehen heute das Niederungsgebiet. Davon haben zwei je 40, einer etwa 80 km Länge und 5 m Breite. Die Kolonisten gründeten zu diesem Zwecke drei Gesellschaften, welche den Bau seinerzeit zu übernehmen und weiterzuführen hatten. Außer den Hauptkanälen sind überall größere und kleinere Seitengräben, Stauanlagen und dergleichen angelegt, so daß die Äcker, die durch niedrige Erdwälle in Abteilungen eingeteilt sind, durch eben jene Leitungsgräben bewässert werden können, und zwar derart, daß das Wasser von einem Abteil je nach Bedarf in das nächste abfließen kann.

An Baumarten gedeihen im Chubuttal hauptsächlich Weiden und Pappeln. Das haben einzelne Versuche zur Genüge bewiesen. Leider wird gerade auf die Anpflanzung von Bäumen von den dortigen Bewohnern viel zu wenig Wert gelegt, trotzdem bereits jetzt die Holzfrage anfängt, etwas kritisch zu werden. Von immer weiter her müssen aus der Umgebung jetzt schon die niedrigen Sträucher und Wurzeln des Gebüsches geholt werden, um das notwendigste Brennmaterial zu beschaffen, das infolgedessen natürlich immer teurer wird. Vor einem Jahre noch kostete eine Karre voll, etwa 7—800 kg,

5 Pesos (ca. 10 Mark); heute ist der Preis für dieselbe Menge, aber von schlechterer Qualität, schon auf 8—10 Pesos (ca. 16 bis 20 Mark) gestiegen. Kohlen zur Feuerung sind schwer zu bekommen, und dabei denkt kein Mensch an Anpflanzen von Pappeln, Weiden oder anderen Baumsorten, die in diesem Klima gut gedeihen würden, wie z. B. Eschen, Tamarisken und Akazien. In wenigen Jahren könnten einige 100 Bäume, deren Anpflanzung und Pflege ja nur geringe Mühe verursachen würden, auf jeder Besitzung ein Vermögen repräsentieren. Das Holz, eben weil es in diesem baumlosen Lande notwendig ist, würde sicherlich guten Absatz finden und preiswert verkauft werden. Dann aber würde auch, abgesehen von der Verschönerung der Landschaft, eine allmähliche Verbesserung von Klima und Boden, dazu ein natürlicher Schutz gegen die starken Westwinde, die einigen Kulturen und Pflanzungen in Gärten und Gemüseanlagen großen Abbruch tun, herbeigeführt werden.

Eine andere Frage, die für die wirtschaftliche Entwicklung der ganzen Kolonie, namentlich aber für die an der Flußmündung gelegene Hauptstadt Rawson außerordentliche Bedeutung erhält, ist die Stromregulierung. Wenn während der Winterszeit die großen Regengüsse kommen, schwellen Flüsse und Bäche in Patagonien beträchtlich an, treten über die Ufer und wälzen ihre Wassermassen hinunter zum Meer. So ist es auch mit dem Rio Chubut und seinem Nebenfluß, dem Rio Chico, bestellt. Das ganze untere Talgebiet des Chubutflusses ist dann unter Wasser gesetzt; der Verkehr ist unterbunden, und der Schaden, den diese Überschwemmungen anrichten, ist sehr erheblich. Andrerseits führen während der heißen Sommermonate diese Flüsse wenig Wasser mit sich, ja trocknen sogar gänzlich aus, wie u. a. der Rio Chico. Dann ist natürlich ebenfalls der Verkehr erschwert, namentlich der Schiffsverkehr sehr unregelmäßig oder häufig ganz lahm gelegt. Eine rationelle Abhilfe gegen solche Mißstände ist bis jetzt noch



Galenser Niederlassung Gaiman.

nicht geschaffen worden, und so stießen denn die Kolonien beim Transport ihrer Landesprodukte auf große Schwierigkeiten. Dazu kam, daß trotz vielfacher Anregungen seitens der Gouverneure und der Bevölkerung die notwendige Schiffbarmachung der Chubutmündung immer wieder hinausgeschoben und damit der natürliche Verkehrsweg von den Ansiedelungen nach Rawson bzw. der Küste nicht zugänglich gemacht wurde.

Man predigte tauben Ohren; in Buenos Aires schien man kein Verständnis für diese so wichtige Angelegenheit zu haben. Heute noch ist eine Schiffahrt auf dem Chubutstrom innerhalb des Siedelungsgebietes so gut wie gar nicht vorhanden. Für Rawson, dem Regierungssitz, rächte sich diese Unterlassungssünde sehr; für Trelew, dem Zentrum der galensischen Bevölkerung, trug sie Früchte. Denn nur bewogen durch die Mißstände in der Schiffahrt und durch die damit zusammenhängenden wirtschaftlichen Schädigungen und Verluste nahmen die Kolonisten das Anerbieten einer englischen Gesellschaft an, eine Schmalspurbahn von Trelew nach dem Golfo Nuevo, und zwar nach Puerto Madryn zu bauen. Dank den gemeinsamen Bestrebungen der Galenser wurde der englischen Bahngesellschaft von der argentinischen Regierung längs der Eisenbahnlinie je 5 km Land überwiesen, und schon am 1. Juni 1889 konnte die Eröffnung des Betriebes der neuen Bahn, die 70 km lang ist, stattfinden. Nun war den Ansiedlern die Möglichkeit gegeben, ihre Produkte, namentlich Weizen, ohne Zeitverlust zum Absatzmarkt zu liefern, und die früheren, durch oft monatelange Verzögerungen entstandenen Verluste zu vermeiden. Damit aber ging der ohnehin geringe Schiffsverkehr völlig zurück, und Rawson, die Residenz des Territoriums, die älteste Niederlassung der Chubutkolonie, wurde mehr und mehr isoliert, sein Aufschwung, der unfehlbar schnell gekommen wäre, war und ist hierdurch für absehbare Zeiten gehemmt. Die so hervorgerufene Rivalität zwischen Trelew, das nun natürlich das

Hinterland, Gaiman usw. beherrscht, und Rawson spitzte sich noch mehr zu infolge der Verschiedenartigkeit der Bevölkerungselemente: dort, in Trelew und Gaiman überwiegend die rein galensische Bewohnerschaft mit all ihren Eigenarten; hier in Rawson dagegen, der Sitz der argentinischen Territorialbehörden, mit argentinischen, italienischen und spanischen Bewohnern und nur sehr wenigen Galensern. Wie zwei eifersüchtige, feindliche Schwestern stehen sich heute die beiden Ortschaften gegenüber. Man darf allerdings nicht vergessen, daß es sich hier um eine ernste Existenzfrage handelt, die von vornherein vermieden worden wäre, wenn der Verkehr, wie es eigentlich natürlich war, durch Stromregulierung, durch Dammbauten und irgendwelche Hafenanlagen nach Rawson geleitet resp. wenn der Schiffahrt auf dem Chubut die entsprechende Aufmerksamkeit rechtzeitig geschenkt worden wäre. Wird in dieser Hinsicht nichts getan, bleibt also alles beim alten, dann wird die Residenz Rawson weiter ihr problematisches Dasein fristen; wird die Schiffahrt an der Chubutmündung auf irgendwelche Weise gefördert, so bedeutet das den Ruin der Bahn, die auch jetzt schon künstlicher Stützen bedarf, und den Rückgang Trelews. In Anbetracht der schon aufgewendeten Kosten ist das eine Übel ebenso schlimm, wie das andere. Erst mit der Steigerung des Verkehrs, das will sagen, mit der Vermehrung der Bevölkerung und Zunahme der Kolonisierung, der Kultivierung des Bodens und Steigerung der Produktion, erst dann, wenn hierdurch die Bahntarife mit den Schiffsfrachten leichter konkurrieren können, werden sich diese Gegensätze von selbst ausgleichen. Um das zu erreichen, müßten jedoch zunächst bedeutend größere Strecken als bisher von den wasserarmen Kamps zu beiden Seiten des Chubutflusses durch Bewässerung für Ackerbau und Viehzucht geeignet gemacht werden. Andrerseits müßten die durch Überschwemmung verursachten Schädigungen vermindert oder ganz vermieden werden. Das alles aber ist nur möglich durch Kon-

struktion wirklich großer Stauanlagen weiter im Westen, z. B. an jenen Stellen, wo im Chubutfluß Stromschnellen vorhanden sind, etwa 150—200 km von der Ostküste entfernt. Dieses ganze Flußgebiet würde dann besiedelungsfähig sein vermittels einer regulären Bewässerung, und gleichzeitig wäre für den unteren Stromlauf die ewige Überschwemmungsgefahr beseitigt. Vielleicht — und das liegt sehr nahe — ließen sich solche Bewässerungs- und Stauwerke unschwer in Verbindung bringen mit dem Bau einer elektrischen Bahn von Rawson in westlicher Richtung ungefähr den Chubutfluß entlang bis zur Kolonie General San Martin und weiter bis in die Kordillerentäler hinein, wo Wasserkräfte ja in Menge vorhanden sind. Dort könnten Wasserfälle, wie z. B. jener im Picotal, nur ca. 50 km westlich von der Kolonie General San Martin, zur Herstellung elektrischer Kraft vorzüglich verwandt werden, gleichzeitig aber auch zu anderen Betrieben und industriellen Anlagen Benutzung finden. Denn gerade dort weist die natürliche Beschaffenheit des Bodens nicht nur auf rentable Viehzucht mit Ackerbau hin, deren Produkte in Anlagen mit elektrischem Betrieb verarbeitet werden könnten, wie z. B. Käsereien, Milchereien, Gerbereien usw., sondern der vorhandene herrliche Hochwald mit seinem immensen Holzreichtum bietet die Grundbedingungen für mannigfache wirtschaftliche Betriebe anderer Art, wie z. B. Holzsägemühlen, Werkstätten zur Bearbeitung von Nutzhölzern, Tischlereien und dergleichen. (Siehe Seite 119 ff.)

Jene Bahn mit elektrischem Betriebe würde zudem billiger sein als eine gewöhnliche Eisenbahn, da schon Unterbau, Schienen usw. weniger stark zu sein brauchten. Da sie bereits besiedeltes Land durchläuft und die Verbindung mit dem fruchtbarsten und schönsten Teil des Chubutterritoriums herstellt, dessen noch schlummernde Reichtümer dann mit einem Schlage gehoben würden, erscheint ihre Rentabilität so gut wie gesichert.

Daß eine solche große und wichtige Verkehrslinie, die, auf elektrischen Kräften basierend, gleichzeitig die Stromregulierung besorgt und in der wirtschaftlich fruchtbarsten und reichsten Zone des Landes an und in den Kordilleren die in-



Wasserfall in den Vorkordilleren.

dustrielle Ausnutzung von Viehzucht, Ackerbau und Waldwirtschaft auf billigste Weise ermöglicht, die nicht nur den raschen Absatz der mannigfachsten Produkte aus den einzelnen Wirtschaftsbetrieben in den Gebirgstälern zur Küste hin vermittelt, sondern auch den Personenverkehr nach jenen wunderbaren,

gesunden Regionen der Kordilleren, zu deren schönsten unzweifelhaft das Tal am Picofluß gezählt werden kann, ungemein steigert, die Besiedelung und damit die ganze Erschließung des Landes fördert; daß, sage ich, eine solche wichtige Verkehrslinie einst gebaut werden wird, davon bin ich heute schon fest überzeugt. Ob es aber Deutsche sein werden, die sich nicht bloß das Verdienst um diese wirtschaftliche Erschließung des Landes, sondern auch vor allen Dingen den absolut sicheren materiellen Verdienst in klingender Münze erwerben wollen, das möchte ich heute nach allem, was ich bisher erfahren habe, fast bezweifeln. Von Herzen wünsche ich nur, daß ich mich hierin, und ganz besonders in diesem Falle, gründlich täusche, zugunsten meines deutschen Vaterlandes.

Die 70 km lange Schmalspurbahn von Trelew bis Puerto Madryn, wenn sie auch faktisch nur eine jener Sekundärbahnen ist, über deren „Dienstbetrieb, Exaktheit und Schnelligkeit" die „Fliegenden Blätter" so ergötzliche Abhandlungen in Wort und Bild zu bringen pflegen, hat hier nun doch das Monopol gleichsam gepachtet. Einmal ist sie in englischen Händen, zweitens fehlt jede Konkurrenz, folglich macht die englische Leitung, was sie lustig ist, und übt denn auch dementsprechend einen willkürlichen Terrorismus aus, zur eigenen Bequemlichkeit, zu eigenem Nutz und Frommen ohne jede Rücksicht auf Passagiere und Waren.

Andererseits aber auch da — alle Achtung!

Die Bahn ist das Projekt englischen Wagemutes und Zusammenhaltens, sowie englischer Beharrlichkeit auf wirtschaftlichem Gebiet. Drei unschätzbare Eigenschaften, die unseren lieben Deutschen leider nur zu häufig fehlen, wenn es sich um die Erfüllung großer nationalwirtschaftlicher Aufgaben handelt!

XXI.

Puerto Madryn. Handel und Verkehr. Trelew. Rawson.

Über eine öde Steppe, ein dürres Heideland mit spärlichem Graswuchs führt die Bahn hinunter nach Madryn. Keine Haltestation auf der ganzen Strecke, kein grüner Baumwuchs in der Einöde, kein menschliches Wesen in der ganzen Umgebung. Nur trostloser Sand, lehmfarbige Lachen, nackte Flächen, Dünen usw. bis zur Meeresküste. Und Puerto Madryn! Daß Gott erbarm! Einige Wellblechhütten, Kneipen und Schuppen am kahlen Strande; das ist alles. — — —

Die Wasserverhältnisse von Madryn sind sehr schlecht. Trinkwasser wird ca. 80 km weit aus der Gegend von Trelew dort hingebracht. Es ist hier ähnlich wie in Camarones und Comodoro Rivadavia. Wie diese beiden Häfen, so befindet sich auch der von Madryn eigentlich noch im Naturzustande. Die wenigen Verbesserungen, die dort gemacht worden sind, genügen bei weitem nicht, und die vorhandene Landungsbrücke ist völlig unzureichend für den bestehenden Verkehr. Vor allen Dingen aber mangelt es an einer guten Organisation nicht nur hinsichtlich der Bahnverbindung, sondern auch des Schiffsverkehrs an der Küste. Da liegt noch vieles, sehr vieles im argen. Es wäre wünschenswert, daß gerade die deutschen Dampferlinien beizeiten bessernd eingreifen würden, um anderen zuvorzukommen, da, wie es ganz natürlich ist, die galensisch-englische Bevölkerung mehr und mehr mit dem Bestreben her-

vortritt, deutsche Schiffe zu boykottieren und dafür englische, wie z. B. die der „Pacific Line“ zu bevorzugen. Bei solcher einseitigen Begünstigung kann selbstredend die englische Bahngesellschaft infolge ihrer eigenartigen Monopolstellung ein gewichtiges Wort mitreden. Bei Beurteilung der ganzen Sachlage indessen darf vor allem der Umstand nicht vergessen werden, daß Puerto Madryn für die Handelsinteressen des halben Territoriums in Betracht kommt, und zwar von der Küste des Atlantischen Ozeans bis zum Corcovado und Picogebiet in den Kordilleren, vom Rio Senguérr und Lago Fontana bis hinauf nach Norquinco; also gerade für den fruchtbarsten, schönsten Teile in ganz Chubut. Jeder Export von dort und jeder Import dorthin wird am leichtesten und bequemsten über Madryn geleitet werden können. Daß aber die Produktionsfähigkeit und die wirtschaftliche Entwicklung gerade jener Kordillerengegend unerwartete Dimensionen annehmen werden, steht außer allem Zweifel. Die Natur hat eben in jeder Hinsicht alle Vorbedingungen hierfür geschaffen. Ich habe darauf im Vorstehenden bereits wiederholt hingewiesen.

Welche Änderungen das Wirtschaftsleben des Hinterlandes von Puerto Madryn in den letzten Jahren erfahren hat, geht einigermaßen aus den Angaben der Ausfuhrstatistik hervor. So wurde z. B. im Jahre 1894 über genannten Hafen exportiert:

Weizen	rund	4678,2	Tonnen
Alfalfasamen	„	17,0	„
Wolle	„	23,0	„
Schaffelle	„	3,8	„
Straußenfedern ...	„	12,9	„
Roßhaare	„	10,4	„

außerdem:

Gerste	169,6	Tonnen
Rindshäute	711	Stück
Quillangos	1872	„
Verschiedene Felle u. Häute	910	„

Dagegen stellte sich 10 Jahre später, also 1904, die Ausfuhr wie folgt:

Weizen	355	Tonnen
Alfalfasamen	101	„
Wolle	751	„
Schaffelle	82	„
Federn	3	„
Roßhaare	11	„

außerdem:

Gerste	0	Tonnen
Rindshäute	32	„
Quillangos	7	„
Verschiedenes	114	„

Hinzugekommen ist ein neuer Artikel der Landwirtschaft, nämlich „pasto secco", getrocknetes Futter, also in der Hauptsache Alfalfa. Davon allein wurden 1904 mehr als 890 Tonnen exportiert; ein Beweis für den schon vorher erwähnten Umschlag im Ackerbaubetrieb, den Übergang vom Weizenbau zur Alfalfakultur im Chubuttal. Denn vor zehn Jahren hat an eine Ausfuhr von Alfalfa noch niemand gedacht.

Die Mengen und Arten der über Puerto Madryn eingeführten Waren im Jahre 1904 waren folgende:

Mais	28	Tonnen
Kartoffeln	76	„
Mehl	135	„
Steinkohle	204	„
Petroleum	54	„
Salz	10	„
Holz	351	„
Kalk	24	„
Fahrzeuge	71	„
Draht	60	„
Zement	14	„
Verschiedenes	2950	„

Außerdem wurden über den Hafen von Rawson im gleichen Jahre noch

300 Tonnen Wolle und ca.
80 „ Rindshäute und Schaffelle

ausgeführt.

Wenn man nun in Rechnung zieht, daß auch noch die anderen Häfen, wie z. B. Camarones und Comodoro Rivadavia (Rada Tilly), Cabo Raso, Santa Elena usw. in den letzten Jahren ebenfalls relativ hohe Exportziffern aufzuweisen haben, dann wird man sich hieraus ganz allein ungefähr eine Vorstellung von der steigenden Produktivität des Landes machen können, eines Landes, das heute noch zum größten Teil Wildnis ist, bei dem die Besiedelung des Innern vor kaum einem Jahrzehnt begonnen hat.

Von der kleinen Ortschaft Gaiman, die übrigens mit ihren Ziegel- und Steinhäusern einen recht freundlichen Eindruck macht, führt der breite, etwa 20 km lange Weg am Ufer des Chubutflusses entlang nach Trelew.

Auch hier in Trelew sind in der Mehrzahl Steinhäuser vorhanden. Das vorzügliche Baumaterial kommt aus einem Steinbruch, der etwa 8 km von der Stadt entfernt liegt. Die Straßen, die alle rechtwinklig zueinander laufen, sind breit, ungepflastert und nur zum geringsten Teil mit Bürgersteigen versehen. Bei trockenem Wetter genügen sie dem Verkehr in ausgiebiger Weise, aber wehe, wenn der Himmel mal seine Schleusen öffnet! Dann stehen Straßen und Plätze tatsächlich unter Wasser und das bisher feste Erdreich löst sich auf in Schlamm und Morast, der ein Passieren zu Fuß fast unmöglich macht. Irgendwelche Vegetation fehlt. Überhaupt macht Trelew trotz seiner sauberen Wohnungen, trotz des Bahnhofsgebäudes, der Kapelle und der freundlichen „Commissaria“ und des Schulhauses im allgemeinen einen kahlen Eindruck, namentlich im Winter. Man friert, wenn man es ansieht. Zudem entbehren fast alle Häuser der Heizvorrichtungen und, wenn letztere

vorhanden sind, fehlt es am nötigen Brennmaterial. Da sieht man denn die Leute mit dicken Tüchern und Mänteln und Ponchos, mit Pelzmütze und Handschuhen und rotgefrorenen Nasen in den kalten Zimmern hocken. Frierend und stampfend und händereibend kriechen dann die Menschen umher; in Mantel, Poncho, Mütze werden sogar die einzelnen Mahlzeiten eingenommen.

Gast- und Geschäftshäuser, kleinere und größere Kramläden bilden den Hauptbestandteil der Gebäude. Das größte kaufmännische Unternehmen ist die „Compania Mercantil Chubut", eine Art Konsumverein, verbunden mit einer landwirtschaftlichen Genossenschaft. Man muß staunen, wenn man bedenkt, daß die Galenser aus nichts heraus diese bedeutenden gemeinnützigen Unternehmen geschaffen haben, allein durch ihr festes Zusammenhalten, ihr Organisationstalent und das Streben nach demselben gemeinsamen Ziele hin. Fast sämtliche Galenser des ganzen Chubuttales gehören dieser Genossenschaft an, die auch den Verkauf von Weizen und sonstigen Landesprodukten übernimmt und durch Vertrauensmänner in Buenos Aires, Bahia Blanca usw. besorgen läßt. Den Ansiedlern sind dadurch nicht nur viele Unkosten, sondern auch ein gewisses Risiko erspart, das entstehen müßte, wenn ein jeder auf eigene Hand verkaufen würde.

Andererseits liefert dieser Konsumverein den Bewohnern Waren jeder Art für nicht zu hohe Preise. Die Leitung ist in guten Händen, und so ist es natürlich, daß die Gesellschaft immer mehr festen Fuß faßt und ihre Bilanzen, die sich in Hunderttausenden bewegen, stets sehr günstig abschließen. Unsere deutschen Landsleute daheim wie draußen könnten sich an dieser zielbewußten Einigkeit in fremden Landen ein Beispiel nehmen.

Die überwiegende Mehrzahl der Bewohner von Trelew besteht aus Galensern, der Rest setzt sich zusammen aus Ar-



Trelew.

gentinern, Italienern und Spaniern. Auch drei deutsche Familien sind dort ansässig, die, obgleich sie seinerzeit mit wenigen oder gar keinen Mitteln ankamen, in wenigen Jahren ein kleines Vermögen erwarben und eine gesicherte Existenz gegründet haben. Trelew und das ganze Land streben mächtig empor, und gerade dort gilt noch das alte Sprichwort: „Handwerk hat einen goldenen Boden.“ Dasselbe gilt auch für das ganze Territorium Chubut, wo bei der Zunahme der landwirtschaftlichen Bevölkerung die Nachfrage nach Arbeitern und Handwerkern mehr und mehr in den Vordergrund tritt. Namentlich solche, deren Tätigkeit in den Beruf des Landwirtes, des Viehzüchters und Ackerbauers hineingreift, wie z. B. Schmiede, Wagenbauer, Zimmerer u. dgl. finden dort Gelegenheit, nicht nur mit guten Erfolgen ihr Handwerk auszuüben, sondern gleichzeitig ihre eigene Scholle Land zu erwerben und dort als freier Bauer ein gesundes Leben zu führen.

Etwa 18 km von Trelew östlich liegt das schon mehrfach genannte Rawson, die Hauptstadt des Territoriums Chubut. Im Gegensatz zu den beiden anderen Ortschaften ist Rawson zu beiden Seiten des Chubutflusses gelegen, über den eine stattliche Brücke führt. Mit wenigen Ausnahmen sind die einfachen, niedrigen Häuser alle aus Stein, teils Ziegeln, teils Feldstein aufgebaut. Geschmackvoll und sauber nimmt sich das Regierungsgebäude in seiner villenartigen Konstruktion aus, während die verhältnismäßig große Kirche in ihrem hellen Anstrich die Aufmerksamkeit des Wanderers schon von fern fesselt. Brüder vom Salesianerorden halten dort Gottesdienst und leiten daneben eine Erziehungsanstalt für Mädchen und Knaben. Die Galenser Bevölkerung tritt hier in Rawson gegenüber den Bewohnern anderer Nationalität, wie Argentinern, Spaniern, Italienern, sehr zurück. Deutschland ist hier nur in einer einzigen Person vertreten.

Die Umgebung der Stadt erscheint kahl und unfreundlich, weil Baumwuchs und sonstige Vegetation fehlen und die

sandige, kiesbedeckte Ebene in ihrer Nacktheit unverhüllt hervortreten lassen.

Der gegenwärtige Gouverneur von Chubut ist Herr Dr. Julio Lezana, ein Mann von umfassendem Wissen, der seinen Beruf sehr ernst nimmt und es sich tatsächlich um das Wohl und Wehe seines Territoriums angelegen sein läßt. Wie gewöhnlich bereitet auch ihm nur die Galenser Bevölkerung Schwierigkeiten.

Als ich dem Gouverneur meine Aufwartung machte, fand ich dort sehr liebenswürdige Aufnahme und überhaupt ein Entgegenkommen, wie ich es selten angetroffen habe. Und das alles in natürlich-menschlicher Weise, ungezwungen, ohne jede steife Form und übertünchte Höflichkeit, die u. a. in gewissen Kreisen von Buenos Aires Mode geworden ist und absichtlich hervorgekehrt wird, vielleicht um innere Hohlheit zu verbergen. Einer Einladung des Gouverneurs folgend, unternahm ich an einem der nächsten Tage zusammen mit ihm, seinem Privatsekretär, Dr. Maciel, und dem Polizeichef, Señor Fougière, einen Spazierritt nach dem Meeresstrand zur Mündung des Chubutflusses, die ca. 5 km von Rawson entfernt liegt. Nach langer Zeit sah ich da wieder den rauschenden Ozean, der unaufhörlich seine blaugrünen Wogen schäumend über den sandigen Strand rollt. In den Dünen liegen angeschwemmte Muscheln und Schwämme. Eine kleine Art der Pinguingänse kommt hier vor. Auch Seehunde sind an der ganzen Küste in zwei verschiedenen Gattungen zahlreich vertreten. Die Jagd auf diese Tiere ist von der Regierung verboten, die indessen besondere Erlaubnis dazu in Form einer Konzession unter bestimmten Bedingungen erteilt hat.

Zwei Tage weilte ich in Rawson. Dann mußte ich zurück nach Trelew. Der schon seit sechs Wochen ersehnte Dampfer sollte endlich eintreffen, mit dem ich die Rückreise nach Buenos Aires antreten wollte. Sage und schreibe sechs Wochen und länger warteten in Trelew mehr als 100 Passagiere auf das

Dampfschiff und verzehrten in den teuren Gasthäusern und Wirtschaften ihre Gelder. Daß hier der Schiffsverkehr in bezug sowohl auf Beförderung von Personen als auch Frachten einer dringenden Remedur bedarf, liegt, wie ich es schon an anderer Stelle angedeutet habe, außer allem Zweifel.

Endlich hatte auch für mich die achttägige Warterei aufgehört; die Stunde der Erlösung schlug. Aus überfülltem Gasthaus siedelte ich über zu dem noch mehr überfüllten Dampfer in Puerto Madryn. Und dann ging's hinaus in die wild rauschende See nach Norden zu.

Adieu, Chubut! Adieu, ihr herrlichen Kordilleren!

XXII.

Schlußbetrachtung.

Von meiner Forschungs- und Studienreise durch Südamerika, die zwei und ein halbes Jahr in Anspruch nahm, verwendete ich allein 18 Monate auf die Argentinische Republik. Ich habe während dieser Zeit das Innere des Landes kreuz und quer bereist von Ost nach West, von Nord nach Süd. Ich habe dabei die wirtschaftspolitische Bedeutung Argentiniens, das bei einer Ausdehnung von 2 952 551 Quadratkilometer nur 5,5 Millionen Einwohner besitzt, kennen gelernt und gesehen, welchen immensen Aufschwung alle Zweige des Erwerbslebens, Viehzucht, Ackerbau, Handel, Verkehr, Industrie, Gewerbe usw. in den letzten Jahren genommen haben.

Alles regt sich hier gewaltig und erprobt die jugendlichen Kräfte im Wettkampf mit dem alten Europa auf allen Feldern des wirtschaftlichen Gebiets. Man muß selbst hier gewesen sein und es selbst gesehen haben, um sich dann ein einigermaßen richtiges Urteil zu bilden. Dann aber fallen auch wie mit einem Schlage viele Vorurteile und Anschauungen, die bis dahin die Gemüter daheim befangen hielten, fort. Man vergißt nur zu leicht die räumliche Trennung, die mächtigen Ausdehnungen, die oft riesigen Entfernungen im Vergleich zu unserem so kleinen — Deutschland.

Gewiß bleibt ja in der inneren Entwicklung und Festigung Argentiniens noch manches zu wünschen übrig. Aber der Staat, wie alle südamerikanischen Republiken, ist noch jung.

Trotzdem ist nicht abzuleugnen, daß das Land in den letzten Jahren gewaltige Fortschritte gemacht hat und daß gerade hier für deutsche Arbeit, für deutsche Unternehmungen und für deutsche Kapitalien sich ein ergiebiges Feld der Betätigung bietet. Es bleibt geradezu unverständlich, daß bei den zutage tretenden Chancen von deutscher Seite so wenig getan worden ist. Unsere wirtschaftliche Zukunft liegt „auf dem Wasser", d. h. über See, und da vor allem in Südamerika.

Es wäre daher wirklich wünschenswert, wenn sich in Erkenntnis dieser Tatsache endlich mal deutsches Kapital herbeiließe, sich an industriellen oder agrikulturellen Unternehmungen auf argentinischem Boden in größerem Umfange zu beteiligen.

Bahnbauten, Straßenanlagen, industrielle Unternehmungen, die sich die Verwertung der natürlichen Bodenprodukte zur Aufgabe gestellt haben, Ackerbau, Viehzucht, insbesondere aber die Kolonisierung, die, sobald sie mit deutschen Elementen angefangen wird, dem Argentiner vorwiegend sympathisch ist — sie alle bieten Gelegenheit genug, unseren Export zu vergrößern und damit unserem Handel, unserem Gewerbe, unserer Industrie, kurz unserem ganzen, jetzt etwas eingezwängten und kleinlichen Wirtschaftsleben einen mächtigen Aufschwung zu geben. Wer nicht wagt, nicht gewinnt! Indessen bleibt es doch immer eine recht merkwürdige Tatsache, daß wir daheim vor lauter Bedenken und Angstmeierei nie derartige Schritte unternehmen — wenigstens nicht beizeiten; und wenn wir mal wirklich zur Ausführung einer großen, wirtschaftspolitischen Tat geneigt sind, uns durch John und Jonathan und weiß der Himmel noch durch wen davon abschrecken lassen. Und dabei — das ist das eigenartigste von allem — blühen gerade die Unternehmungen jener „wohlmeinenden", warnenden Leute, der Engländer und Nordamerikaner, aufs allerbeste und werfen jährlich Gewinne und Dividenden ab, die daheim in den wenigsten Fällen erzielt werden würden. Der kleine,

bescheidene Michel aber — er „gläubete“ und bedankt sich vielmals für die guten Ratschläge und zieht sich seine Zipfelmütze zurecht und geht heim und — wurstelt pflichtgetreu weiter. Wann wird das anders werden? Es ist ein allbekanntes Faktum, das eigentlich kaum mehr hervorgehoben zu werden braucht, daß in Argentinien bisher alle, fast ausschließlich mit fremden, insbesondere englischen Kapitalien ausgeführten Unternehmungen äußerst günstige Resultate erzielt haben. So zahlte z. B. die „River Plate Fresh Meat Company“, die mit einem Kapital von ca. 5 Millionen Mark arbeitet, im Jahre 1896/97 noch keine Dividenden, 1897/98 bereits 6%, von 1898/1900 aber 7%. Im folgenden Jahr konnte sie 10% Dividende und außerdem einen Bonus von 2% und 1901/02 wieder 10% Dividende mit einem Bonus von 4% geben.

Die „South American Land Co. Ltd.“, die mit einem Kapital von 2,5 Millionen Mark arbeitet und mehr als 100 Quadratmeilen Land besitzt, hat in den letzten Jahren durchschnittlich 5—6% Dividenden zahlen können. Eine andere, die „Mortgage Company of the River Plate“, gab während der letzten fünf Jahre eine Dividende von 10% jährlich und verzeichnet z. B. 1902 einen Reingewinn von mehr als 1 Million Mark. Die „United River Plate Telephone Company“, die 1895/96 noch mit 4% Dividende abschloß, hatte diese im Zeitraum 1899/1902 auf 7% erhöht.

Es würde zu weit führen, aus der großen Menge derartiger Unternehmungen noch mehr Beispiele zu erwähnen. Ein Hinweis auf die Rentabilität der Gesellschaften, die sich mit dem Bau und Betrieb von elektrischen Bahnen und Straßenbahnen befassen, dürfte genügen, und was die großen Eisenbahngesellschaften in Argentinien anbetrifft, so sind sie heute bereits derart gediehen und erstarkt, daß sie quasi ein Monopol innerhalb des Staates ausüben. Alle diese Eisenbahnen sind in englischen Händen, mit Ausnahme einer einzigen, die französisch ist. Deutsches Kapital war für derartige Anlagen

leider nicht zu haben, und zwar bei den günstigsten Angeboten, unter letzteren z. B. Befreiung von allen Munizipal- und Provinzialabgaben auf 25, 30 und noch mehr Jahre, zollfreie Einfuhr des gesamten Materials und noch andere Vergünstigungen. Da ja alles Material, ich möchte sagen, bis auf den kleinsten Nagel, aus England selbst bezogen worden ist und noch bezogen wird, kann man sich ungefähr eine Vorstellung von den Summen machen, die jährlich ins britische Heimatland fließen und der englischen Industrie zugute kommen, Summen, die im Sinne des Wortes aus dem Lande Argentinien herausgeholt werden. Das nennt man mit Recht: Förderung des Exports, Arbeiten im nationalen Sinne!

Was im allgemeinen Argentiniens Handel mit Deutschland betrifft, so möchte ich nur kurz erwähnen, daß dieser sein Gesamthandel im Jahre 1897 ca. 145 Millionen Mark betrug, dagegen 1904 bis auf mehr als 439 Millionen gestiegen ist. Die Gesamteinfuhr Argentiniens nach Deutschland bezifferte sich 1897 auf 109,3 Millionen Mark, erreichte 1901 schon 200,8 und 1904 sogar 336,5 Millionen Mark. Das Deutsche Reich dagegen lieferte nach Argentinien im Jahre 1897 Waren im Werte von nur 35,8 Millionen Mark. Diese Summe erhöhte sich 1901 auf 54,2 Millionen und hat sich im Jahre 1904 fast verdreifacht; sie betrug nämlich 102,7 Millionen Mark. Das sind Zahlen, die eine beredte Sprache führen.

Auch im Territorium Chubut, das, wie schon erwähnt, heute auf einem Flächenraum von 242 039 Quadratkilometer — also fast die Hälfte vom Deutschen Reich — kaum 11 000 Bewohner zählt, macht sich in letzter Zeit eine große wirtschaftliche Bewegung bemerkbar.

Von der genannten Oberfläche sind zwar nur 32,10 Quadratkilometer — nach der Statistik von 1903 — bebaut, und zwar in der Hauptsache

16,5 Quadratkilometer mit Weizen,
12,0 „ „ Alfalfa,

der Rest mit anderen Kulturen wie Kartoffeln usw.; also wirklich ein ganz verschwindender Bruchteil. Trotzdem steigen jetzt schon die Landpreise gewaltig, und englisches sowie chilenisches Kapital entwickeln eine erstaunliche Rührigkeit. Im Norden des Territoriums z. B. kauft eine chilenische Gesellschaft große Strecken Landes auf. Eine Legua (25 Quadratkilometer), die vor drei Jahren Pesos 3000—4000 = ca. 6—8000 M. gegolten hat, ist jetzt mit Pesos 16—18 000 = 32—36 000 M. bezahlt worden. In Sarmiento, wo kein Baum, kein Strauch wächst und nur Schafzucht getrieben wird, verkaufen die Leute ihr Kolonielos von 625 ha (= 1/4 Legua) nicht mehr unter 5000 Pesos = ca. 10 000 M. In der Kolonie General San Martin wird die Legua schon auf 12—15 000 Pesos = 24—30 000 M. bewertet, und das dort, wo man nur Schafzucht betreiben kann und wo die heftigen Winde irgendwelche Anpflanzungen noch nicht ermöglicht haben. Im Süden der Chubutkordilleren, im Tal des Rio Frias, arbeitet eifrig eine anglo-chilenische Kompagnie; eine englische Gesellschaft ist am Lago Fontana tätig. Noch weiter im Süden, am Rio Aisén, wohlverstanden immer noch im Territorium Chubut, ist seit längerer Zeit eine andere Kapitalistengruppe mit Landerwerb, Kolonisierung, Wegebau usw. beschäftigt. Eine englische Landkompagnie im Norden des Territoriums, östlich der Kordilleren nach der Ebene zu, hat weite Strecken Landes in ihren Besitz gebracht. Und so geht es weiter. Ich greife diese wenigen Beispiele nur aus der großen Menge heraus. Der Wert des Bodens und die Bedeutung des Landes werden mehr und mehr erkannt, und wo man hinkommt, immer dasselbe Bild: der Engländer und Nordamerikaner, stets zielbewußt, wagemutig voran; der Deutsche zagend hinterdrein, zaudernd so lange, bis es zu spät ist! Oder steht er mal im Vordergrunde, dann ist er allein und arbeitet infolgedessen meistens für andere, für unsere Konkurrenten auf wirtschaftlichem Gebiet. Wenn man so im Sattel das Land durchquert, wie ich es getan habe, hat man Gelegenheit genug ge-

habt, das zu sehen. Nur zu häufig habe ich auf meine Fragen: „Wem gehört dieser prächtige Kamp?“ „Wer ist Besitzer jenes fruchtbaren Landes?“ „Wer ist Eigentümer jener großen Viehherden?“ die Antwort erhalten: „Ein Engländer!“ oder „Eine



Im Quellengebiet des Rio Frias.

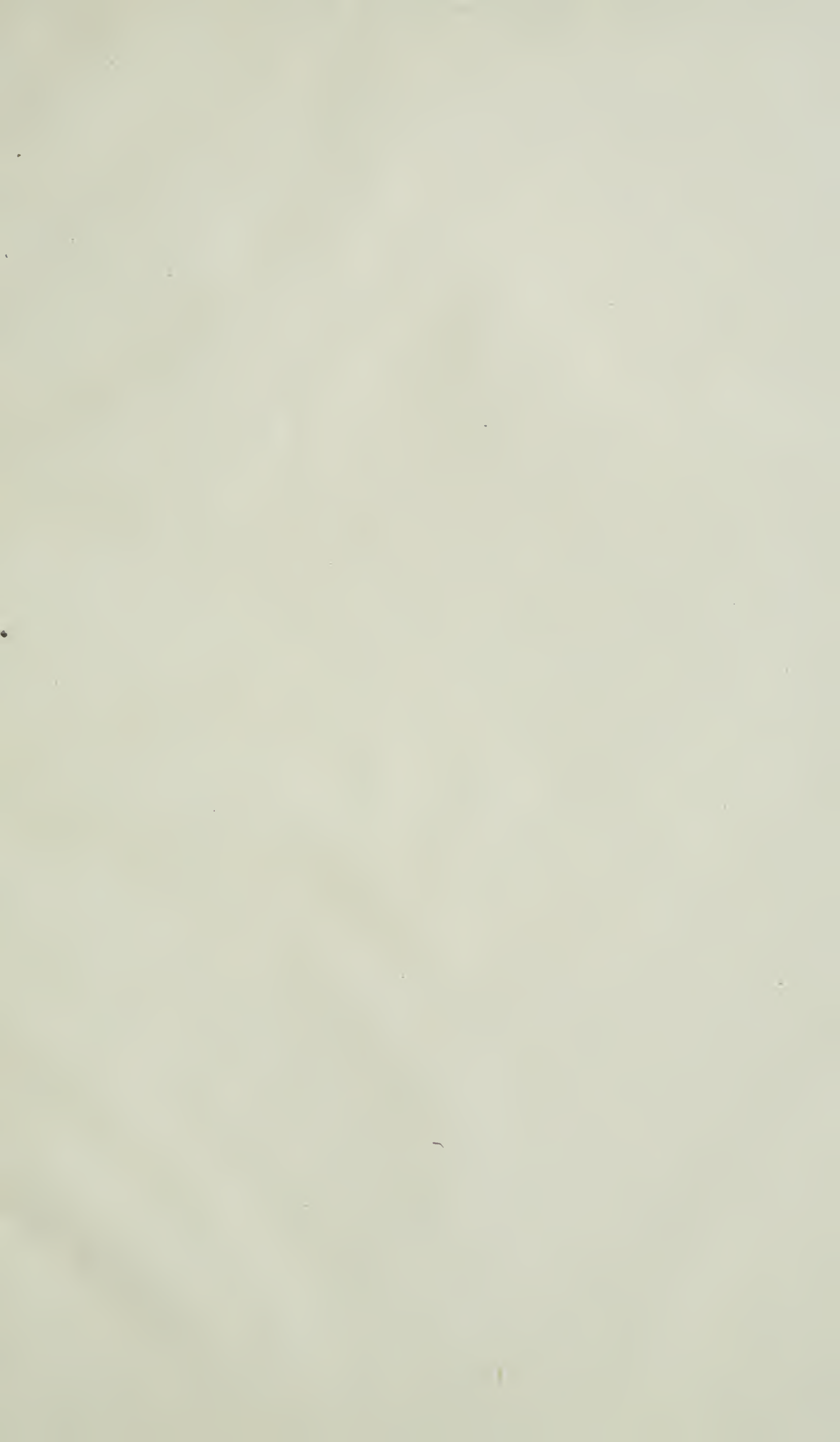
englische Gesellschaft!“ Das muß man lassen, diese englischen Leute betätigen sich wirklich im Sinne des Wortes.

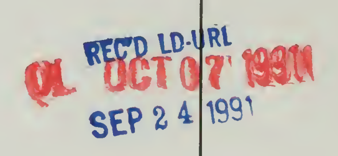
Nur zu wahrscheinlich ist es, daß auch das gesamte Verkehrswesen demnächst in ihre Hände übergeht, und damit gehört ihnen das Land selbst, d. h. mit der Erschließung des

Landes durch Bahn- und Wegebauten haben sie auch die gewaltigen Reichtümer desselben zu ihrer Verfügung und Ausnutzung.

Teilnahmlos, ja mehr wie gleichgültig stehen die maßgebenden deutschen Kreise, die Kapitalisten, die Presse, die Kolonialgesellschaften, diesem Werdegang gegenüber. Im altgewohnten, kleinen Maßstabe wursteln sie weiter, anstatt auf kolonisatorischem Gebiet gerade an den geeigneten Stellen Südamerikas sich reichlichen und unbedingt höheren Gewinn zu holen. Da wird es höchste Zeit, Wandlung zu schaffen und endlich mal von der grauen Theorie zur wirklichen Praxis überzugehen. Worte, Reden und flaue Resolutionen haben wenig Wert. Taten, nur Taten allein führen zum Ziel!






REC'D LD-URL
OCT 07 1991
SEP 24 1991

